

WIENER MÄDCHENBERICHT

Zahlen & Fakten

HERAUSGEGEBEN VOM FRAUENBÜRO DER STADT WIEN MA 57

Impressum:

Eigentümerin und Herausgeberin: MA 57 - Magistratsabteilung für Frauenförderung und Koordinierung von Frauenangelegenheiten

Friedrich-Schmidt-Platz 3, A-1082 Wien

AutorInnen:

L&R Sozialforschung: Lechner Ferdinand, Pimlinger Irene, Reiter Andrea, Willsberger Barbara

Fotos: Hertha Hurnaus (© Verein Wiener Jugendkreis), Lisl Ponger (© MA 57 - Frauenbüro der Stadt Wien)

Titel: Andrea Neuwirth

Layout: Helga Rausch

Herstellung: Agens-Werk Geyer + Reisser, 1050 Wien

Redaktion: Barbara Murg

Verlags-, Herstellungs- und Erscheinungsort: Wien 1999

ISBN 3-9500978-1-3

VORWORT

Auf die unterschiedlichen Bedürfnisse von Mädchen und Burschen einzugehen, ist in Wien seit vielen Jahren fester und dennoch nicht selbstverständlicher Bestandteil der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit. Mädchen benötigen mehr Freiräume, in denen sie ihr Selbstbewußtsein, ihre Stärken und Fähigkeiten entfalten können. Burschen gilt es zu zeigen, daß ihnen weit mehr als traditionell-männliche Verhaltensmuster zur Verfügung stehen und Mädchenförderung keine Bedrohung, sondern einen Beitrag zu einem partnerschaftlichen Miteinander der Geschlechter darstellt.

Der vorliegende „Wiener Mädchenbericht“ in Form von 2 Bänden in der Schriftenreihe des Frauenbüros der Stadt Wien beinhaltet zum einen die erste ausführliche Darstellung von Mädchenwelten in Wien. Diese Erhebung unter dem Titel „Zahlen & Fakten“ wurde im Auftrag des Frauenbüros durchgeführt und beschreibt wichtige Ausschnitte aus dem Lebensalltag von Mädchen.

Der zweite Teil des Mädchenberichtes „MädchenStärken - Burschen fördern“ ist ein Handbuch für PraktikerInnen und gibt konkrete Anregungen oder Impulse für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Gleichzeitig vermittelt es aber auch wichtige theoretische Grundlagen, die für die in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit tätigen Institutionen die Basis bilden. „MädchenStärken - Burschen fördern“ wurde vom Verein „Wiener Jugendkreis“ initiiert.

Mit dem „Wiener Mädchenbericht“ hoffen wir, einen weiteren Beitrag zur Entwicklung der geschlechtssensiblen Pädagogik leisten zu können. Auch wenn aufgrund der inzwischen vielfältigen und sehr zahlreichen Angebote in Wien keine lückenlose Darstellung möglich ist, so zeigt der Bericht alle wichtigen und aktuellen Tendenzen und Trends in diesem Bereich auf. Die Vernetzung verschiedener Einrichtungen und eine lebendige Interdisziplinarität bildeten für das Gelingen des Unternehmens „MädchenStärken - Burschen fördern“ die wichtigsten Voraussetzungen.

Wir hoffen, daß Sie hiermit eine Publikation von hohem Gebrauchswert vorfinden, die weitere fantasievolle, geschlechtssensible Projekte und Aktionen für die Wiener Kinder und Jugendlichen entstehen läßt.

Mag. Renate Brauner
Frauenstadträtin

Grete Laska
Vizebürgermeisterin und Jugendstadträtin

INHALT

MÄDCHEN IN WIEN	7
Einleitung	8
DEMOGRAPHISCHE GRUNDDATEN	10
➤ Familienverhältnisse	10
➤ Lebensformen im Jugendalter	12
SCHULE UND BERUF	13
➤ Geschlechtsspezifisches Bildungsverhalten	13
➤ Koedukation	14
➤ Geschlechterstereotype Verhaltensmuster und Dominanz in der Schule	18
➤ Mädchen und Technik	19
➤ Berufswahlprozesse	22
➤ Einflüsse der Sozialisation	22
➤ Berufsvorstellungen	24
➤ Kriterien für die Berufswahl	25
➤ Die Rolle der Schule im Prozess der Berufsfindung	26
➤ Arbeitsmarktpolitische Beratungs- und Betreuungseinrichtungen für Mädchen	27
➤ Hemmnisse beim Einstieg ins Arbeitsleben	28
➤ Benachteiligungen am Arbeitsmarkt und Berufsorientierung	28
➤ Lehr- und Schulabbruch	28
➤ Jugendliche ohne Schulabschluß und Berufsausbildung	29
➤ Jugendarbeitslosigkeit	31
ADOLESCENZ, SEXUALITÄT UND GESUNDHEIT	32
➤ Sexualität und Partnerschaft	32
➤ Sexualerziehung	33
➤ Empfängnisverhütung	34
➤ Homosexualität	34
➤ Schwangerschaft in der Adoleszenz	35
➤ Aids	37
➤ Sexuelles Verhalten und Betroffenheit bei Jugendlichen	38
➤ Informationsniveau und Präventionsverhalten	38
➤ Die besondere Betroffenheit von Mädchen und jungen Frauen	39
➤ Aufklärung und Aids-Prävention bei Jugendlichen	40
➤ Ess-Störungen	42
➤ Die Situation in Wien	43
➤ Behandlungsmöglichkeiten	43
➤ Prävention	45
➤ Suchtmittelkonsum	45
➤ Gesellschaftlicher Hintergrund und Erklärungsmuster	45
➤ Quantitative Abschätzung der Suchtmittelproblematik	47
➤ Geschlechtsspezifisches Konsumverhalten und Präventionsansätze	48
➤ Designer- bzw. Partydrogen	49
➤ Die "harte" Drogenszene und Beschaffungsprostitution	50
MÄDCHEN DER ZWEITEN GENERATION	53
➤ Rechtliche Situation	53
➤ Lebenswelten ausländischer Mädchen	55
➤ Wohnsituation	55
➤ Sozialisation	55
➤ Schulbildung	56
➤ Arbeitsmarkt	58
➤ Freizeitverhalten	59
➤ Angebote der Jugendarbeit	60

KRISENSITUATIONEN UND PROBLEMFELDER	61	
➤ Jugendwohlfahrt	61	
➤ Gewalterfahrung und sexueller Missbrauch	63	
➤ Art und Ausmaß der Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen		63
➤ Sexueller Missbrauch	64	
➤ Gewalt- und Missbrauchsprävention	66	
➤ Kriminalität und Jugendgerichtsgesetz	67	
➤ Jugendkriminalität	67	
➤ Jugendgerichtsgesetz	69	
FREIZEIT UND JUGENDKULTUR	70	
➤ Freizeitverhalten	70	
➤ Freizeit und Konsum	72	
➤ Nutzung des öffentlichen Raums (Parkanlagen)		73
➤ Sport	73	
➤ Girls Culture	74	
ANHANG	77	
➤ Adressen	77	
➤ Literatur	79	

MÄDCHEN IN WIEN

Lechner Ferdinand, Pimminger Irene, Reiter Andrea,
Willsberger Barbara

EINLEITUNG

Die Jugendzeit als Lebensphase an der Schwelle zum Erwachsenwerden ist mit spezifischen Anforderungen verbunden. Auf der Suche nach einer eigenständigen Identität und Positionierung im sozialen Gefüge müssen bedeutende körperliche und psychosoziale Veränderungen bewältigt werden, und die Erfahrungen und Entscheidungen der Jugendjahre prägen den weiteren Lebensweg. In der Auseinandersetzung mit „der Jugend“, ihren Entwicklungsprozessen und Krisen setzt sich verstärkt ein geschlechtsdifferenzierender Blick durch, da sich nur allzu oft die scheinbar geschlechtsneutrale Sichtweise als männliche Perspektive herausgestellt hat. Einerseits lässt die geschlechtsspezifische Sozialisation Mädchen und Burschen unterschiedliche Ressourcen und Strategien zur Bewältigung adoleszenter Anforderungen entwickeln, andererseits sehen sie sich infolge des gegenwärtigen Geschlechterverhältnisses und entsprechender Rollenzuschreibungen mit unterschiedlichen Erwartungen konfrontiert.

Ein geschlechtssensibler Ansatz in der Jugendarbeit muss daher ein integrierter, durchgängiger Ansatz sein, der diese Bedingungen kritisch reflektiert. Für Mädchen müssen Lebensräume geschaffen werden, in denen sie Selbstbewusstsein und Durchsetzungsvermögen entwickeln können, Eigenständigkeit und Gestaltungsfreude. Aber auch die Burschen brauchen Räume und Unterstützung, um sich mit den Vorstellungen von Männlichkeit und den damit verbundenen Rollenanforderungen auseinander setzen zu können. Denn das Ziel geschlechtssensibler Jugendarbeit sollte ein von Chancengleichheit und Partnerschaft geprägtes Verhältnis sein, das eine dementsprechende Entwicklung von weiblicher und männlicher Geschlechtsidentität voraussetzt.

Die Mädchen sind jedoch in ihrer Präsenz und Teilhabe am öffentlichen Leben im Vergleich zu den Burschen unterrepräsentiert und finden zu wenig Berücksichtigung bei allgemeinen jugendrelevanten Fragestellungen. Dieser Bericht soll daher einen Beitrag dazu leisten, die Lebenslagen und Bedürfnisse von Mädchen und jungen Frauen in Wien sichtbar zu machen.

Schon in der Schule festigen sich Ungleichheiten, die immer eine Benachteiligung von Mädchen und Frauen bedeuten. Zum Themenspektrum Schule und Beruf wird deshalb auch die zunehmend kritische Diskussion über Vor- und Nachteile der Koedukation nachgezeichnet, die vor allem in die Forderung nach einer bewussten Auseinandersetzung und Thematisierung des Geschlechterverhältnisses mündet (Stichwort geschlechtssensible Koedukation).

Bei der Berufswahl und dem Berufseintritt zeigt sich, dass es immer noch vor allem die jungen Frauen sind, die sich mit der Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf auseinander setzen müssen. Denn für sie geht es dabei längst nicht mehr um ein Entweder-oder, sondern um ein Sowohl-als-auch; allerdings mit all den hemmenden Auswirkungen auf die berufliche Laufbahn.

Neben den beruflichen Perspektiven spielen aber auch Freizeitgestaltung und Jugendkultur eine wichtige Rolle bei der jugendlichen Identitätsbildung und Persönlichkeitsentwicklung. Junge Frauen und Männer entwickeln Körperbewusstsein und machen erste Erfahrungen mit Sexualität und Partnerschaft. Mädchen erleben aber auch die Zwänge der herrschenden Schönheitsideale und das Spannungsfeld der vielfältigen Anforderungen, mit denen ihre Rolle als Frau verbunden ist.

Die komplexen Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz als Zeit bedeutender körperlicher und psychosozialer Veränderungen sind auch mit Konflikten verbunden. Werden zur Bewältigung dieser Anforderungen keine geeigneten Lösungsstrategien gefunden, kann es zu Krisen kommen, die nach außen oder nach innen zerstörerisch wirken. Mädchen und Burschen sind hier mit unterschiedlichen, geschlechtsspezifisch sozialisierten Konfliktlösungsmustern ausgestattet. Ein großes Problemfeld sind aber auch Bedrohungen, denen Kinder und Jugendliche durch gewaltsame Übergriffe aus ihrem weiteren oder näheren Umfeld ausgesetzt sind, wobei vor allem Mädchen und Frauen Opfer sexueller Gewalt werden.

Jugendliche aus zugewanderten Familien befinden sich in dieser Zeit vielschichtiger Entwicklungen zudem oft in einem Spannungsfeld zwischen Lösung aus dem familiären Zusammenhang und Integration in das Lebensumfeld. Massiv erschwert wird ihnen dieser Prozess durch Diskriminierung aufgrund ihrer Abstammung. Die Situation von Mädchen nichtösterreichischer Herkunft ist deshalb von mehrfachen – herkunftsbedingten und geschlechtsspezifischen – Benachteiligungen bestimmt.

Der vorliegende Situationsbericht behandelt all diese Aspekte weiblichen jugendlichen Lebens in der Stadt Wien auf der Grundlage des verfügbaren Datenmaterials, von Gesprächen mit ExpertInnen sowie Literatur zum Thema. Den Ausführungen vorangestellt ist ein kurzes Kapitel zu demographischen Basisdaten, das den Hintergrund für die folgenden Darstellungen bildet.

Die Darstellung spezifischer Handlungs- und Lebensumfelder weiblicher Jugendlicher soll dabei nicht darüber hinwegtäuschen, dass junge Frauen keineswegs als homogene Gruppe mit denselben Bedürfnissen, Vorstellungen und Handlungsstrategien betrachtet werden können. Was sie jedoch gemeinsam haben, sind über die Geschlechtszugehörigkeit definierte Zuschreibungen und Rollenanforderungen, die ihre Positionierung in gesellschaftlichen Strukturen wesentlich bestimmen. Die Beschreibung der Situation junger Frauen bewegt sich in dem Spannungsfeld, Mädchen und Frauen einerseits als selbstbestimmte und handelnde Subjekte zu begreifen und andererseits gleichzeitig die Zwänge sozialer Machtstrukturen und eines hierarchischen Geschlechterverhältnisses zu reflektieren. Wenn also von „weiblichen“ Lebenszusammenhängen oder Verhaltensweisen die Rede ist, muss stets mitbedacht werden, dass es sich um reproduzierte Muster innerhalb sozialer Zusammenhänge handelt. Die beschriebenen weiblichen Lebenswelten und Handlungsstrategien sind deshalb auch als Ergebnis bzw. Folge herrschender Verhältnisse zu begreifen, wobei die tiefere Analyse von Ursachen und Zusammenhängen in diesem Rahmen unterbleiben muss.

Vor diesem Hintergrund ist es Ziel dieses Berichts, Lebenssituationen und Erfahrungen von Mädchen und jungen Frauen in Wien darzustellen und spezifische Bedürfnisse aufzuzeigen, die allerdings nicht als „Defizite“ betrachtet werden dürfen, sondern in ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit zu verstehen sind.

DEMOGRAPHISCHE GRUNDDATEN

Wien hatte Ende des Jahres 1997 etwa 1,6 Mio. EinwohnerInnen, davon ca. 232.500 Kinder und Jugendliche im Alter von fünf bis zwanzig Jahren. Ein Charakteristikum dieser Altersgruppe ist, dass in ihr im Gegensatz zur Gesamtbevölkerung mehr Burschen als Mädchen vertreten sind. So leben in Wien zur Zeit ca. 113.200 Mädchen und 119.350 Burschen. Dies begründet sich zum einen durch den Geburtenüberhang von männlichen Säuglingen. (Kytir/Münz 1994) (siehe Tabelle 1)

19% der Wiener Bevölkerung sind unter 20 Jahre alt. Kinder und Jugendliche sind damit etwas weniger vertreten als die Gruppe der Über-60-Jährigen (21%). Aufgrund der rückläufigen Geburtenzahlen sowie der steigenden Lebenserwartung wird der Anteil der Über-60-Jährigen in den nächsten Jahren weiter anwachsen. Während er um 1900 etwa 9% betrug, sind es nun in Wien 21%, wogegen der Anteil der Jugendlichen ständig sinkt. Laut Prognosen des Statistischen Zentralamtes wird er im Jahr 2020 nur mehr etwa 11,6% ausmachen. (ÖSTAT Schnellbericht, Bevölkerungsvorausschätzungen 1998-2050, Wien, mittlere Variante. 1998)

Tabelle 1: EinwohnerInnen von Wien mit Hauptwohnsitz; Stand 31. 12. 1997

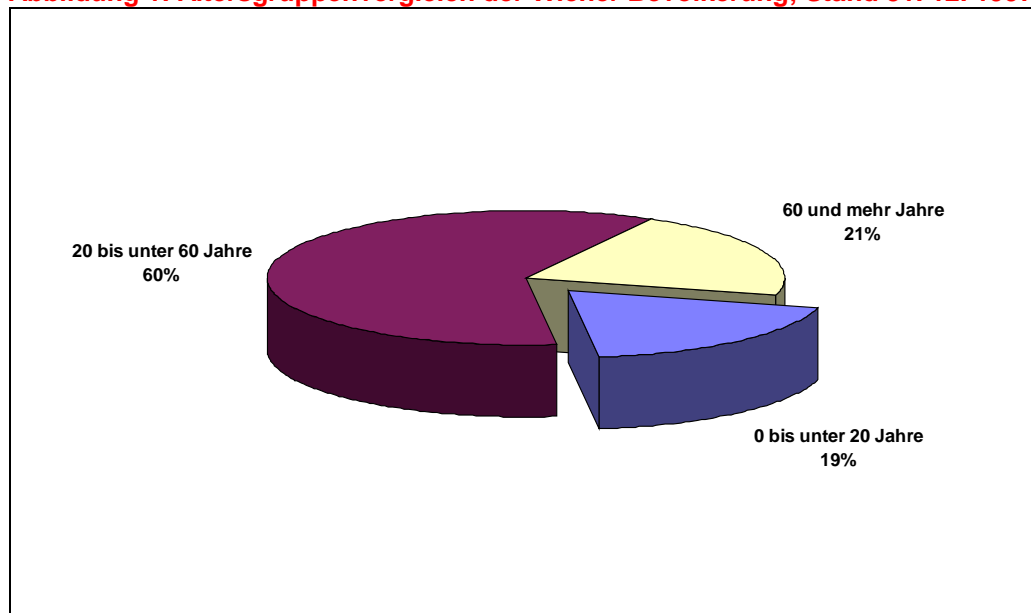
Alter in Jahren	weiblich	männlich	zusammen	% der Bevölkerung
5 bis unter 10	39.611	41.469	81.080	5,0
10 bis unter 15	36.704	38.939	75.643	4,7
15 bis unter 20	36.881	38.938	75.819	4,7
Gesamtbevölkerung	847.024	762.607	1.609.631	100

Quelle: MA 14-ADV/MA 62/Bevölkerungsevidenz 1997

FAMILIENVERHÄLTNISSE

Kinder und Jugendliche wachsen immer öfter ohne Geschwister auf. Allgemein ist in Österreich, vor allem im städtischen Raum, ein Trend zur Ein-Kind-Familie festzustellen. Zu Beginn der 90er gab es in Wien 145.448 Familien mit einem Kind, das waren mehr als die Hälfte aller Familien. Auch wenn zu erwarten ist, dass ein Teil dieser Familien noch Zuwachs bekommt, sehen immer mehr Eltern von einem zweiten oder dritten Kind ab. (Kytir/Münz 1994)

Abbildung 1: Altersgruppenvergleich der Wiener Bevölkerung; Stand 31. 12. 1997



Quelle: MA 14-ADV/MA 62/Bevölkerungsevidenz 1997

Tabelle 2: Familien in Wien 1991

Familie mit Kind(ern) im gemeinsamen Haushalt	gesamt*)	davon Unter-15-Jährige
1 Kind	145.448	85.541
2 Kinder	72.213	43.854
3 Kinder	16.054	9.065
4 Kinder	4.949	2.393
mehr Kinder	21.480	10.191

*) ohne Altersgrenze

Quelle: Statistisches Amt der Stadt Wien, ÖSTAT, Volkszählung 1991

Die Zahl der AlleinerzieherInnen ist in den letzten Jahren stark gestiegen. Immer mehr Kinder wachsen mit einem Elternteil auf. Im Vergleich zu den anderen Bundesländern hat Wien mit 26% der Familien mit zu erhaltenden Kindern unter 27 Jahren den höchsten Anteil an Elternteilfamilien. Dies begründet sich einerseits durch die steigende Zahl unverheirateter Mütter, andererseits auch durch die Scheidungszahlen, die im städtischen Umfeld höher sind als in ländlichen Gebieten. (vgl. ÖSTAT Demographisches Jahrbuch 1996)

Kinder und Jugendliche mit nur einem Elternteil leben meistens bei ihrer Mutter, weitaus seltener beim Vater. Vor allem jüngere Kinder wachsen bei der Mutter auf. Diese Familien sind stärker als andere von Armut betroffen bzw. gefährdet. (Bauer 1998)

Tabelle 3: Allein erziehende Elternteile nach Geschlecht sowie Zahl und Alter der Kinder; Stand 1991

Kinder	Mütter	Väter
gesamt	61.551	12.441
1 Kind	45.672	9.338
2 Kinder	12.792	2.425
3 und mehr Kinder	3.087	678
davon Unter- 15-Jährige	28.736	4.231

Quelle:

Statistisches Amt der Stadt Wien, ÖSTAT, Volkszählung 1991

40.200 (29,6%) der Schulkinder bis zum 14. Lebensjahr werden nachmittags institutionell betreut. Sie besuchen etwa Ganztagschulen, Tagesschulheime oder Horte. (Hammer 1997)

Tabelle 4: Institutionelle Kinderbetreuung; Stand September 1995

	Kinder im Alter von 6 bis 14 Jahren	
	absolut	%
öffentliche Kindergärten od. Krippen	900	2,3
private Kindergärten od. Krippen	–	–
Horte	10.900	27,2
Tagesschulheime	5.800	14,4
Ganztagschulen	18.200	45,2
sonstige Einrichtungen*	4.400	10,9
insgesamt	40.200	100%

Quelle:

* Sonstige Einrichtungen sind zum Beispiel Internate, Vorschulen oder Privatinitiativen
Hammer 1997: ÖSTAT, Mikrozensus September 1995

LEBENSFORMEN IM JUGENDALTER

Der Großteil der Kinder und Jugendlichen im Alter zwischen sechs und 18 Jahren lebt noch bei den Eltern. Laut Ergebnissen der Volkszählung 1991 wohnen etwa 90% der Jugendlichen bei ihren Eltern, wobei sich junge Frauen durchschnittlich etwas früher vom Elternhaus lösen als junge Männer.

(Kytir/Münz 1994) Bei Pflegeeltern bzw. in Heimen leben in Wien etwa 2.750 Kinder und Jugendliche, davon ca. 1.250 Mädchen (Statistik der Jugendwohlfahrt 1996).

Junge Frauen verlassen das Elternhaus durchschnittlich im Alter von 23 Jahren, junge Männer wohnen um mehr als 2 Jahre länger bei ihrer Familie (bis zum durchschnittlichen Alter von 25,3 Jahren). Gründe für einen Auszug sind unter anderem der Beginn der Berufstätigkeit, der Wunsch nach mehr Selbständigkeit oder eine feste Partnerschaft. Gerade im städtischen Bereich ist längst nicht mehr die Eheschließung der hauptsächliche Anlaß für den Auszug aus dem Elternhaus. (Kytir/Münz 1994)

Ein wesentlicher Grund für den zunehmend längeren Verbleib junger Menschen im Elternhaus liegt in der gestiegenen Ausbildungsdauer, wodurch sich die Phase der ökonomischen Abhängigkeit von den Eltern verlängert. Aufgrund des späteren Eintritts ins Berufsleben ist auch das Heiratsalter in den letzten Jahren ständig angestiegen, ebenso wird das erste Kind immer später geboren. (Kytir/Münz 1994)

Mädchen verlassen das Elternhaus im Jugendalter etwas häufiger als Burschen. So leben 3,5% der Mädchen unter 19 Jahren gegenüber 0,8% der gleichaltrigen Burschen nicht mehr bei den Eltern. Eheschließungen von unter 20-Jährigen sind selten, deutlich häufiger als junge Männer gehen jedoch junge Frauen in frühen Jahren eine Ehe ein. (Tabelle 6)

Tabelle 5: Lebensformen im Jugendalter (15–19-Jährige in Österreich 1991)

soziale Lebensform	männlich	weiblich	gesamt
in Ausbildung, bei den Eltern lebend, kinderlos	78,5%	72,8%	75,7%
berufstätig, bei den Eltern lebend, kinderlos	17,1%	20,0%	18,5%
nicht bei den Eltern lebend, nicht mit PartnerIn lebend, kinderlos	0,4%	1,3%	0,9%
mit einem Partner lebend und/oder mit Kind(ern)	0,4%	2,2%	1,3%
Sonstiges	3,5%	3,7%	3,6%

Quelle: Mikrozensus 1991, Berechnung von Kytir/Münz 1994

Tabelle 6: Jugendliche Eheschließende in Wien 1997

Alter in Jahren	weiblich	männlich
15 bis unter 16	3	–
16 bis unter 17	22	–
17 bis unter 18	51	2
18 bis unter 19	132	34
19 bis unter 20	221	100

Quelle: Statistisches Amt der Stadt Wien und ÖSTAT-Bevölkerungsstatistik

SCHULE UND BERUF

GESCHLECHTSSPEZIFISCHES BILDUNGSVERHALTEN

Die in den letzten Jahrzehnten deutlich steigende Bildungsbeteiligung und der damit zusammenhängende längere Verbleib im Bildungswesen führte zu einem Absinken der Erwerbsquoten von Jugendlichen. Im österreichischen Vergleich weist Wien die niedrigsten Erwerbsquoten von Jugendlichen im Alter von 15 bis 24 Jahren auf. Männliche Jugendliche liegen dabei etwas über 40%, weibliche noch darunter. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass die Bildungsbeteiligung vor allem in Wien vergleichsweise hoch ist. Ablesen lässt sich dies auch an den Erwerbsquoten der 20- bis 24-Jährigen, die in Wien Mitte der 90er Jahre mit 62% bei männlichen und 53,4% bei weiblichen jungen Erwachsenen am niedrigsten sind: Ein beträchtlicher Teil der jungen Erwachsenen dieser Altersgruppe befindet sich also noch im Ausbildungssystem (zum Vergleich die Daten aus Vorarlberg: junge Männer 85,1%; Frauen 82,4%). (AMS Österreich 1997)

Die Entscheidung darüber, welche Schullaufbahn die Jugendlichen einschlagen, wird in hohem Maße von den Eltern mitbestimmt. Bei Mädchen wirken die Eltern spürbar stärker im Entscheidungsprozess mit als bei Burschen, denen die Wahl des Ausbildungsweges zum Großteil selbst überlassen wird. Dies kann auch als Indiz dafür verstanden werden, dass die Schul- und, damit verbunden, die Lebensplanung bei Mädchen eine umfassendere Abstimmung zwischen „traditionellen“ und „neuen“ Entwürfen erfordert, in die auch die Eltern einbezogen werden. Gleichzeitig wird auch sichtbar, dass bei Mädchen wesentlich öfter als bei Burschen ein Elternteil allein die Laufbahnplanung bestimmt. (siehe Tabelle 7)

Tabelle 7: Entscheidung über die Schullaufbahn (1997)

Entscheidung über Schullaufbahn	Mädchen	Burschen
Eltern haben	36,3%	58,6%
Entscheidung dem/der SchülerIn überlassen gemeinsam mit Eltern	49,7%	34,0%
Mutter	6,9%	2,5%
Vater	5,2%	2,9%
andere Person	2,0%	2,0%

Quelle: Sonderauswertung Wien L&R-Datafile „Bildungsmotivation 1997“

Im Bildungsverhalten Jugendlicher bestehen deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede. Aufschluss darüber, welche Ausbildungsgänge Mädchen und Burschen nach dem Ende der neunjährigen Schulpflicht einschlagen, gibt die Verteilung von SchülerInnen der 10. Schulstufe auf einzelne Schultypen (siehe Tabelle 8).

Tabelle 8: Verteilung der Mädchen und Burschen der 10. Schulstufe auf Schultypen (Wien, Schuljahr 1996/97)

Schultyp	Anteil der Mädchen	Anteil der Burschen
Berufsschulen	24,9%	37,0%
allgemeinbildende höhere Schulen	32,0%	23,6%
berufsbildende mittlere Schulen	14,8%	10,1%
berufsbildende höhere Schulen	18,6%	20,3%
Anstalten der LehrerInnenbildung und ErzieherInnenbildung	9,6%	9,1%

Quelle: ÖSTAT 1998: Das Schulwesen in Österreich 1996/97

Im Vergleich zu den Burschen entscheidet sich in Wien bei den Mädchen ein höherer Anteil für den Besuch einer höheren Schule (50,6%; Burschen 43,9%), wobei die AHS bevorzugt wird (32%). Die zweitgrößte Gruppe der Mädchen (24,9%) wählt eine duale Berufsausbildung. Das sind deutlich weniger als bei den Burschen (37%). Gerade in den letzten Jahren ist es zu einem deutlichen Rückgang der

Lehrlingsquote gekommen, da angesichts des schrumpfenden Lehrstellenangebots immer weniger Jugendliche eines Altersjahrgangs eine Lehrausbildung beginnen. Wien ist im Bundesländervergleich mit Abstand das schlechteste Pflaster für Jugendliche, die eine Lehre beginnen wollen. Hier kommen auf eine offene Lehrstelle schon fast sieben BewerberInnen (österreichweit: 2,4 BewerberInnen (1996)) (Hafner 1997). Und es zeigt sich, dass die Jugendlichen in dieser Situation durchaus bereit sind, Abstriche zu machen und auch Möglichkeiten in unbeliebten Branchen wahrzunehmen (Tourismus).

Generell hat der Rückgang des Lehrlingsbedarfes die meisten Wirtschaftsbereiche erfasst, allerdings in unterschiedlichem Ausmaß. Besonders stark ist er in den Branchen Industrie und Handel: Hier gingen zwischen 1980 und 1990 rund die Hälfte aller Lehrstellen verloren. Nur im Geld- und Kreditwesen war bisher noch ein leichter Anstieg zu beobachten. Mit zunehmendem Einsatz neuer Technologien ist aber auch in dieser Branche eine Trendumkehr absehbar. (Hafner 1997)

Bei der Wahl des Lehrberufs besteht eine deutliche geschlechtsspezifische Segregation. Dies zeigt sich am geringen Mädchenanteil (22%) unter den SchülerInnen der Gewerblichen Berufsschulen in Wien, im Vergleich zu den Kaufmännischen Berufsschulen, wo er bei 70% liegt. Das Spektrum der gewählten Lehrberufe ist bei den Mädchen viel kleiner als bei den Burschen. So werden etwa drei Viertel der weiblichen Lehrlinge aus Wien in den Berufen Einzelhandelskauffrau (31%), Friseurin (23%) und Bürokauffrau (19%) ausgebildet. Die Burschen verteilen sich auf deutlich mehr Berufe. (ÖSTAT 1998)

Eine ähnliche geschlechtstypische Berufsorientierung zeigt sich auch bei den berufsbildenden mittleren und höheren Schulen. Mittlere Schulen werden häufiger von Mädchen besucht (15% gegenüber 10% bei den Burschen), höhere Lehranstalten öfter von Burschen, wobei es hinsichtlich der beruflichen Ausrichtung deutliche Unterschiede gibt. Mädchendominiert sind insbesondere Ausbildungszweige an Fachschulen bzw. höheren Lehranstalten für Textil/Bekleidung (Fachschulen 92% Mädchenanteil; höhere Lehranstalten 94%), wirtschaftsberufliche mittlere bzw. höhere Schulen (mittlere Schulen 89%; höhere Schulen 87%) sowie sozialberufliche mittlere Schulen (81%). Technische Fachschulen und höhere technische Lehranstalten sind dagegen nach wie vor eine Domäne der Burschen. (ÖSTAT 1998)

Diese Tendenzen verweisen auf eine stark geschlechtsspezifische Berufswahl, die das Ergebnis eines Prozesses ist, in dem sowohl schicht- und milieuspezifische als auch geschlechtsspezifische Prägungsmuster zum Tragen kommen (siehe Kapitel 2.5).

KOEDUKATION

Es gibt in Österreich ein grundsätzliches Bekenntnis zur Koedukation im Schulwesen. Spät und ohne besondere politische Diskussion wurde hierzulande die Koedukation an öffentlichen Schulen eingeführt, entsprechend spät regten sich auch Widersprüche aus der Praxis, die sich an Analysen und Befunden der feministischen Forschung orientierten. Tatsächlich wurde noch keine Bildungsreform so wenig evaluiert wie diese, obwohl sie so viele SchülerInnen wie keine andere betrifft. (Salomon 1991) Als 1975 mit der 5. Schulorganisationsnovelle (Rosenbichler/Vollmann 1991) die allgemeine Zugänglichkeit der österreichischen Schulen geregelt wurde, schien das Ziel einer „partnerschaftlichen Erziehung“ erreicht worden zu sein. Der gemeinsame Unterricht von Mädchen und Burschen erschien richtig und fortschrittlich; die Bildungsniveaus der Geschlechter sollten einander angeglichen werden. (Salomon 1991)

Mehr als 20 Jahre Schul- und Erziehungspraxis lassen die Errungenschaften der Koedukation allerdings in einem anderen Licht erscheinen. Die rein formale Gleichstellung von Mädchen und Buben im Schulsystem hat nicht automatisch zu den erhofften Veränderungen geführt. Weiterhin sind Schultypen- und Lehrstellenwahl sehr traditionell. Zunehmend wird – vor allem von Lehrerinnen und Forscherinnen – der pädagogische Fortschritt in Bezug auf Chancengleichheit bezweifelt; fundierte Studien weisen nach, dass Mädchen durch den koedukativen Unterricht benachteiligt, geschlechtsspezifische Klischees tradiert und gesellschaftshierarchische Strukturen verfestigt werden. Die wichtigsten Erkenntnisse aus der mittlerweile sehr umfangreichen Literatur zu diesem Thema sind folgende (Besenbäck 1997):

- ◆ Unterrichtsmaterialien und Lernziele sind weitgehend an den Schülern orientiert und alten „patriarchalen“ Mustern verhaftet.
- ◆ Weibliche Lebenszusammenhänge werden ignoriert oder marginalisiert, das heißt wenn überhaupt, dann in Zusatzkapiteln zwangsintegriert.
- ◆ „Geschlechterreviere“ des Wissens bleiben bestehen.
- ◆ Die Interaktion zwischen LehrerInnen und SchülerInnen, aber auch der LehrerInnen untereinander ist nach wie vor geprägt von Rollenklischees und -erwartungen. Die Kommunikation im Unterricht verläuft

meist zuungunsten der Mädchen – sie erhalten weniger Aufmerksamkeit, Zuwendung und Rückmeldungen (im positiven wie im negativen Sinn) als Buben.

◆ LehrerInnen (und das gesamte Unterrichtsgeschehen) profitieren von den sozialen Kompetenzen der Mädchen, ohne dass sie entsprechend honoriert oder auch für sie relevante und interessante Themen gefunden werden.

◆ Mädchen sind häufiger verbaler und psychischer Gewalt durch Burschen ausgesetzt als umgekehrt.

◆ All diese Faktoren wirken zurück auf das Selbstwertgefühl und die Leistungsmotivation der Mädchen, die häufig trotz besserer Schulerfolge ein geringeres Selbstvertrauen als die Burschen haben. Resultat sind Schulangst und psychische Belastungen.

Weitere Aufschlüsse geben auch Langzeitstudien aus den USA und Untersuchungen aus Deutschland: Überdurchschnittlich viele Mädchen, die naturwissenschaftliche oder technische Studienzweige erfolgreich belegten, kommen aus reinen Mädchenschulen. Schulversuche mit einer geschlechtshomogenen Ausbildung in Mathematik konnten einen starken Leistungsanstieg bei den Mädchen nachweisen. (Pechtl 1994 oder Rosenbichler/Vollmann 1991)

Interpretiert werden diese Ergebnisse dahingehend, dass im geschlechtshomogenen naturwissenschaftlichen Unterricht Mädchen ihren eigenen Zugang zur Materie, ihre eigenen Fragestellungen finden können, ohne von vornherein in einer traditionell männlichen Wissenschaftsdomäne männlicher Konkurrenz ausgesetzt zu sein. Reine Mädchenschulen schalten so auch jede Form von weiblicher Disziplinierung aus und ermöglichen es den Mädchen, gesundes Selbstvertrauen und Solidarität zu entwickeln. (Spender in Pechtl 1994)

Damit gelten in der einschlägigen Forschung Mädchen eindeutig als Verliererinnen der Koedukation, Burschen als deren Gewinner. Ilonka Lew (1991) fragt in diesem Zusammenhang, ob so die Koedukation nicht zur „K.o.-Eduktion“ verkommen ist, wenn die formelle Gleichbehandlung nichts an der praktischen Ungleichheit ändert.

Ausgehend von diesen Erkenntnissen entstanden in den 90er Jahren in Wien alternative Unterrichtsprojekte. 1991 wurde die erste feministische Mädchenschule, die Virginia-Woolf-Schule, gegründet. Es handelt sich um eine von Müttern initiierte ganztägige Alternativschule, die bewusst auf Geschlechtertrennung und feministische Mädchenbildung setzt. Kernpunkt des Schulkonzeptes ist das Lernen von Frauen mit Frauen. Im Unterschied zu bestehenden traditionellen Mädchenschulen, die – meist konfessionell geführt – mit entsprechend konservativem Lehrkörper die Mädchen nach traditionellen Frauenbild erziehen, sollen Mädchen hier ihre Stärken, Schwächen und Bedürfnisse wahrnehmen und reflektieren sowie Verhaltensmuster kritisch hinterfragen lernen.

Alle weiteren Projekte bewegen sich als Schulversuche im Rahmen des Regelschulwesens. So das Modell „Mädchenklasse“ im ehemaligen Mädchengymnasium Rahlgasse oder die in Latein, Mathematik und EDV geschlechtshomogen geführte fünfte Klasse im Realgymnasium Schopenhauerstraße. Jeder dieser Ansätze hatte und hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Virginia-Woolf-Schule ist mit dem Vorwurf der Ghettobildung konfrontiert, die Mädchenklasse konnte sich innerhalb des Schulgefüges nur schwer durchsetzen. Im Moment wird dieser Schulversuch nicht weitergeführt, da die Ergebnisse der Begleitforschung abgewartet werden.

Eine prinzipielle Kritik an den Mädchenschulen „geht davon aus, dass die Segregation der Geschlechter kein Weg zur Überwindung der Diskriminierung der Frauen ist“ (Rosenbichler/Vollmann 1991). Die Schaffung eines Freiraumes bewirke keine grundsätzliche Veränderung der Beziehung zwischen den Geschlechtern, könne sogar Vorurteile verschärfen und eine zu geringe Auseinandersetzung mit der patriarchalischen Gesellschaft zur Folge haben.

BefürworterInnen der Koedukation heben hervor, dass beide Geschlechter das gleiche Wissen vermittelt bekommen und sich die Ausbildung der Mädchen nicht auf traditionelle Frauenfächer reduziere. Mädchen und Burschen lernen einen gleichberechtigten Umgang mit dem und Verständnis für das jeweils andere Geschlecht, zudem biete die Orientierung an weiblichen und männlichen Lehrpersonen umfassende Identifikationsmöglichkeiten. Als positive Folge wird ein konkurrenzfähiger Umgang miteinander gesehen. (Frowein 1992/93)

In dieser Debatte wurde auch der Vorwurf erhoben, dass die feministische Interpretation von Geschlechtsstereotypen der individuellen Persönlichkeit der SchülerInnen in keiner Weise gerecht werde. So könne beispielsweise das Bedürfnis nach ständiger Aufmerksamkeit auch andere Ursachen haben als den Wunsch zu dominieren. Aufgaben der PädagogInnen sei es, die Probleme der einzelnen SchülerInnen zu erfassen und ihnen individuelle Hilfestellung zu geben. (Frowein 1992/93)

Gewarnt wird auch vor einer Feindbild-Pädagogik, die in den feministischen Ansätzen geortet wird und die

einen offenen und gleichwertigen Umgang zwischen den Geschlechtern verhindere. Unterschiedliches Sozialverhalten von Schülerinnen und Schülern wird als Chance gewertet, kreatives Miteinander zu lernen; bestimmte Gegenstände – vor allem naturwissenschaftliche – sollten in Kleingruppen unterrichtet werden, doch ebenfalls koedukativ und in Hinblick auf Kooperationsbereitschaft und Rücksichtnahme. Um Gleichberechtigung tatsächlich zu leben, wird ein koedukativer Arbeitslehre-/Haushaltsunterricht vorgeschlagen, der alle SchülerInnen gleichermaßen fordert und fördert. (Hagemeyer 1992/93) Im Zuge der genannten Untersuchungen und Diskussionen kristallisierte sich eindeutig die Problematik unserer Schulrealität heraus: Koedukation ist zur Ko-Instruktion (Rosenbichler/Vollmann 1991) geworden, ohne Rücksicht auf geschlechtsspezifische Bedürfnisse. Den meisten Studien zufolge sind die Mädchen die Verliererinnen in diesem System – aus Mangel an strukturellen Maßnahmen, weil nicht bedacht wird, dass das Lernen im gemischtgeschlechtlichen Klassenverband allein noch nicht Gleichberechtigung garantiert. Es steht also nicht die Koedukation an sich zur Debatte, sondern ihre die Mädchen benachteiligenden Implikationen.

Als Reaktion darauf führte das Bundesministerium für Unterricht und Kunst 1995 als weiteres Unterrichtsprinzip die Erziehung zur Gleichstellung von Frauen und Männern ein. Fragen der Gleichberechtigung sollten dadurch verstärkt in den Inhalten der Lehrpläne, im Unterricht und in den Schulbüchern berücksichtigt werden. Entsprechende Weiterbildungsmöglichkeiten an den Pädagogischen Instituten sollten forciert werden, um LehrerInnen für Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern zu sensibilisieren. Denn eine veränderte koedukative Erziehung erscheint nur dann praktikabel, „wenn neben engagierten Frauen auch engagierte Männer bereit sind, ihre Privilegien und ihre Benachteiligungen, ihre Stärken und ihre Schwächen gemeinsam in Frage zu stellen.“ (Brehmer zitiert nach Pechtl 1994) Eine sensible Koedukation setzt also sensibilisierte Lehrpersonen voraus – eine Sensibilisierung gegenüber eigenem, geschlechtsspezifischem Rollenverhalten, das unbewusst traditionelle Verhaltensmuster reproduziert. Das bedeutet, dass sich das Thema „Geschlechterdifferenz“ in der LehrerInnen-Fortbildung stärker manifestieren muss, damit es zu Änderungen kommt. Ein weiterer Schritt ist die Sensibilisierung der Eltern für dieses Problem.

Den Angelpunkt jeglicher systemimmanenter Veränderungsansätze bilden jedoch die Lehrpläne und Unterrichtsmaterialien sowie die Organisationsform selbst. Gefordert wird, dass (Rosenbichler/Vollmann 1991)

- ◆ in Lehrpläne und besonders in Lehrbücher auch weibliche Traditionen und Kulturleistungen integriert werden, alternative Identifikationsfiguren für Mädchen und Buben jenseits der traditionellen Rollenbilder geboten werden;
- ◆ Mädchen gezielt unterstützt werden in der Entwicklung eines neuen Selbstverständnisses und Lehrpersonen ihre eigenen Geschlechtsstereotype überprüfen;
- ◆ innerhalb des koedukativen Systems in allen Fächern die grundsätzliche Möglichkeit zur Bildung geschlechtshomogener Gruppen gegeben ist: für bestimmte Themen und zeitlich begrenzt (eine Regelung, die auch für die Identitätsfindung von Burschen bedeutsam wäre);
- ◆ der jeweilige Istzustand laufend überprüft und mit dem Sollzustand verglichen wird;
- ◆ konkrete Erfahrungen aus alternativen Projekten, zum Beispiel der „feministischen Mädchenschule“, hinterfragt und für die Regelschule nutzbar gemacht werden.

Schließlich soll noch ein zentrales Anliegen der geschlechtssensiblen Koedukation betont werden: „... eine Koedukation, die beiden Geschlechtern gerecht werden soll, kann sich auch nicht in der ‘Förderung’ von Mädchen erschöpfen. Zumindest genauso wichtig ist, dass Buben ins Blickfeld der Betrachtung rücken.“ (Unterholzer 1996)

Die bewusste Auseinandersetzung mit dem Geschlechterverhältnis und seinen Auswirkungen soll nun auch durch Mädchen- und Bubenbeauftragte an den Schulen gewährleistet werden, die als AnsprechpartnerInnen und ProjektkoordinatorInnen fungieren sollen.

Vorreiter für diese Neuorientierung der Koedukation sind Projekte in Wiener Schulen, die mit viel Arbeit und Engagement eine neue Lehrkultur erproben; so zum Beispiel (Broschüre zur Fachtagung „Geschlechtssensible Pädagogik“ hrsg. vom Frauenbüro der Stadt Wien):

- ◆ „Wir Mädchen – Wir Buben“ der Hauptschule Steinbauergasse
 - ◆ „Gewalt im Alltag“ an der Fachmittelschule Steingasse
 - ◆ geschlechtshomogen geteilter Unterricht im Bundesrealgymnasium Schopenhauerstraße
 - ◆ geschlechtssensible Koedukation im Schulverbund Mittelschule/Anton-Krieger-Gasse
 - ◆ Mädchenstärkung und Gewaltprävention – die Kokoko-Stunden am Schulschiff „Bertha von Suttner“
- Auf politischer Ebene wurden in den letzten Jahren ebenfalls verstärkt Maßnahmen zur Thematisierung

des Geschlechterverhältnisses gesetzt. Neben der Einführung des Unterrichtsprinzips „Gleichstellung von Frauen und Männern“ unterstützt die Abteilung für Mädchen- und Frauenbildung des Unterrichtsministeriums mit der Aktion „Geschlechterkultur macht Schule“ geschlechtssensible Unterrichtsprojekte finanziell. Die Unterrichtsministerin stellte 99 Maßnahmen zur Förderung der Gleichstellung im Bereich von Schule und Erwachsenenbildung vor, die bis zum Jahr 2000 umgesetzt werden sollen. Im Auftrag des Frauenbüros der Stadt Wien wurde vom Verein Efeu die Broschüre „Koedukation +/-“ erstellt, die allen LehrerInnen in Wien zugesandt wurde, und die Abteilung für Mädchen- und Frauenbildung des Unterrichtsministeriums gibt Publikationen zu frauen- und geschlechtsspezifischen Themen mit Unterrichts Anregungen heraus.

Einer raschen Umsetzung und Verwirklichung der Ziele geschlechtssensibler Koedukation stehen allerdings Notendruck, Konkurrenzdenken, zerstückelter Fachunterricht, steigende KlassenschülerInnenhöchstzahlen und Sparmaßnahmen im Wege. Dennoch: Möge die (positive) Erfahrung mit den bisher realisierten Projekten Anregung zu weiteren Schulversuchen sein, denn „bis zur Realisierung der Geschlechterdemokratie im Bildungssystem ist (...) noch ein weiter Weg.“ (Dermutz 1996)

Der Verein Efeu wurde 1986 gegründet, um die erlebte Benachteiligung von Frauen und Mädchen in der Schule zu thematisieren und gemeinsam an Veränderungen zu arbeiten. Die Themen des Vereins umfassen beispielsweise geschlechtsspezifische Sozialisation, Koedukation, Gewalt in der Schule, Rollenklischees in Schulbüchern, feministische Unterrichtsmaterialien sowie Mädchen- und Bubearbeit im schulischen und außerschulischen Bereich.

Angeboten werden unter anderem:

- ◆ Beratung, beispielsweise für Projekte zur Geschlechterthematik
- ◆ Referentinnen oder Workshop-Leiterinnen zu Themen wie “Koedukation” oder “Gewalt in der Schule” etc.
- ◆ LehrerInnen-Fortbildung und Erwachsenenbildung
- ◆ Arbeit mit SchülerInnen
- ◆ Bibliothek mit Forschungsberichten, Publikationen und Dokumentationen

Das Ziel des Vereins liegt in der Sensibilisierung für Sexismus in Schule, Bildung, Erziehung und Gesellschaft, um so eine Veränderung des bestehenden Geschlechterverhältnisses zu bewirken.

GESCHLECHTERSTEREOTYPE VERHALTENSMUSTER UND DOMINANZ IN DER SCHULE

Die Schule gehört neben der Familie zu den wesentlichen Sozialisationsinstanzen. Mädchen müssen hier die Erfahrung machen, dass ihr Geschlecht eine wesentliche Rolle für ihre soziale Positionierung, aber auch für ihr Fortkommen spielt. Obwohl sie oft bessere Leistungen erbringen, können sie während ihrer Schulzeit weniger Selbstwertgefühl und weniger Selbstvertrauen als die Burschen entwickeln (Horstkemper 1987). Dies lässt sich auf Interaktions- und Kommunikationsstrukturen im Unterricht zurückführen, in denen es den Burschen aufgrund geschlechtsspezifischer Sozialisierung besser gelingt, sich durchzusetzen, etwa indem sie lauter und umtriebiger auf sich aufmerksam machen, und daher auch eher berücksichtigt werden. Da sich die Lehrkräfte dieser Prozesse nicht immer bewusst sind, wird auch zu wenig gegengesteuert.

In diesen Interaktionsprozessen spiegelt sich letztlich die gesellschaftliche Bestimmtheit des Geschlechterverhältnisses wider. Nach wie vor ist die männliche Sozialisation von ideologischen Deutungsmustern bestimmt, in denen Männlichkeit mit Stärke, Angstlosigkeit, Durchsetzungsfähigkeit und ähnlichen Eigenschaften gleichgesetzt wird. Demgegenüber gelten Einfühlungsvermögen, Rücksichtnahme und Konsensbereitschaft nach wie vor als eher weibliche Attribute. Die Dominanz der Burschen wird als selbstverständlich angesehen, was gleichbedeutend mit einer nicht hinterfragten oder bewusst vorausgesetzten Abwertung der Mädchen ist.

Das Dominanzverhalten männlicher Schüler kann in extremer Ausprägung zu gewalttätigem Verhalten gegenüber Mädchen führen. Schon Anfang der 80er Jahre wurde festgestellt, dass sich rund die Hälfte der 11- bis 13-jährigen Mädchen in der Schule von ihren Mitschülern belästigt fühlt und wiederum die Hälfte dieser Belästigungen unmittelbar als körperliche oder sexuelle Gewalt erfahren werden. (Barz 1984; Karazman-Morawetz/Steinert 1993)

Diese Erkenntnisse sind nicht nur bedenklich, weil die Mädchen somit schlechtere soziale Rahmenbedingungen in der Schule vorfinden und daher in ihren Lernchancen benachteiligt sind, sondern auch deshalb, weil offensichtlich bereits in der Schule Verhaltensweisen eingeübt werden, die – wenn ihnen keine korrigierenden Erfahrungen und Einstellungen entgegenstehen – ins Repertoire männlicher Verhaltensmuster eingehen. Was in der Schule durchaus noch spielerischen Charakter haben kann, prägt so Einstellungs- und Verhaltensmuster von Erwachsenen. Dies wird insbesondere dann der Fall sein, wenn sich fortgesetzte Belästigungen und Übergriffe als erfolgreich erweisen, die Mädchen sich also nicht wehren (können). Bei den Burschen führt dies zur Überzeugung, dass gewalttätiges Verhalten - sei es verbal oder körperlich - zum Ziel führt, bei den Mädchen zum Glauben, dass männlicher Dominanz nichts entgegenzusetzen sei. Nicht zuletzt deshalb wird in der Fachliteratur betont, dass diese Formen der Gewalt gegen Mädchen nicht privatisiert und verharmlost werden dürfen. (Besenbäck et al. 1996)

Die Unterstützung der Mädchen gegen das Dominanzverhalten ihrer Mitschüler kann nicht bloß darin liegen, sie zum Widerstand aufzufordern und darf sich auch nicht darauf beschränken, die Mädchen zu schützen und so ihre Wehrlosigkeit zu bestätigen. Interpretationen dieser Art lassen sich umso leichter aufbauen, als auch die Mädchen aufgrund ihrer geschlechtsspezifischen Prägung zum Rückzug neigen, sich an LehrerInnen um Hilfe wenden, jedoch häufig keine direkte Gegenwehr leisten. Karazman-Morawetz/Steinert (1993) nahmen in einer Studie die Typisierung des Konfliktverhaltens vor, das bei Schülerinnen in Zusammenhang mit gewalttätigem Verhalten zu beobachten ist: „Weibliche Jugendliche stellen sich in doppelt so hohem Ausmaß wie männliche als Vermeider dar, und es gibt weit weniger Gruppenkämpfer. Die Beteiligung an aggressiver, nach außen gerichteter Gruppenaktivität, bei der man auch einiges einstecken muss, ist vor allem ein männliches Muster, wenn es auch eine Minderheit von Mädchen gibt, die dieses Muster teilen.“

Die oft ineffektiven oder die Burschen noch bestärkenden Verhaltensweisen der Mädchen, wenn sie Belästigungen ausgesetzt sind, rühren auch daher, dass sie selbst geschlechtstypisch geprägt sind und ihnen daher ihr Selbstbild und ihr Bild von den Burschen wie die zwei Seiten einer Münze erscheinen: „Da die Jungen jedoch als Traumprinz, Freund oder Kumpel eine große Bedeutung für Mädchen haben, wird ihnen immer verziehen. Vielleicht wird vergessen und verdrängt, wie schlecht sie sich immer wieder benehmen, oder ihre Art wird wie ein schreckliches Naturereignis, wie eine unveränderliche Gegebenheit erlebt, bei der Mädchen nichts machen können.“ (Horstkemper 1988) Pädagogische Handreichungen zur Stärkung des Selbstvertrauens von Mädchen und damit zur Gegenwehr müssen diese ambivalente Situation berücksichtigen.

Um geschlechtsspezifisch sozialisierte Verhaltensmuster und Rollenverständnisse sowie die damit oft verbundene implizite Akzeptanz von Dominanz zu kompensieren, gilt es insbesondere, das Selbstbewusstsein der Mädchen zu stärken und bei den Burschen männliche Omnipotenzwünsche zu relativieren. Der Schule fällt in diesem Zusammenhang eine wichtige Aufgabe zu: im Geschlechterverhältnis begründete Verhaltensmuster müssen thematisiert werden, um sowohl den Mädchen als auch den Burschen nicht nur Erkenntnis- sondern auch Verhaltensfortschritte zu ermöglichen.

Zur Förderung positiv besetzter Geschlechtsidentität ist es notwendig, mit den Schülerinnen Selbstbehauptungs- und Durchsetzungsstrategien zu diskutieren, sie bei der Artikulation ihrer Bedürfnisse zu unterstützen und (wie bei den Burschen auch) ihre Lebensentwürfe zu hinterfragen. Bei den Burschen sollten im Vordergrund einer kritischen Rollenreflexion die Frage der Aggressivität, die Auseinandersetzung mit der Ideologie der Männlichkeit und die Akzeptanz von Ängsten stehen (Besenbäck et al. 1994).

MÄDCHEN UND TECHNIK

Nach wie vor ist es keineswegs selbstverständlich, dass Frauen technische Berufe ergreifen, wie sich einerseits an der Anzahl der Frauen in diesen Bereichen und andererseits an den Erfahrungen und Einschätzungen von Technikerinnen erkennen lässt. So waren beispielsweise zu Beginn der 90er Jahre 49% der StudienanfängerInnen Frauen, von denen nur 6% ein technisches Fach wählten; bei ihren

männlichen Kollegen waren es dagegen 29%. (Ranftl-Guggenberger 1991) Immer noch ist von „150%igem“ Einsatz die Rede, den Frauen in diesen Sparten leisten müssen, immer noch werden Schwierigkeiten mit Studienkollegen, am Arbeitsplatz oder mit Vorgesetzten kolportiert, immer noch muss Besonderes geleistet werden, um ernst genommen zu werden. Ungeklärt ist allerdings nach wie vor, warum der Zugang zu Mathematik, Naturwissenschaft und Technik, gleichgültig, ob im handwerklichen oder im wissenschaftlichen Bereich, eine Frage des Geschlechts sein soll. Doch rollenspezifische Vorurteile halten sich lange, zumal in Zeiten, in denen die Lage am Arbeitsmarkt angespannt ist. Bei der Betrachtung von Untersuchungen zu Schullaufbahn, Bildungsmotivation, Studien- und Berufswahl zeigt sich deutlich, dass der geschlechtsspezifische Zugang zur Technik bereits in der Primärsozialisation einsetzt (Ranftl-Guggenberger 1991) und in der Pflichtschule und den meisten weiterführenden Schulen verfestigt wird. Das familiäre Umfeld hat massiven Einfluss auf die Berufsentscheidung von Jugendlichen (Hausegger et al. 1993); für technische Berufe dienen dabei die Väter als Vorbild – vor allem für Söhne, aber gerade auch für die wenigen Mädchen, die ein technisch-naturwissenschaftliches Studium anstreben.

Im Schulunterricht behindern vor allem die Rollenstereotype im Sozialverhalten zwischen Buben und Mädchen, aber auch im Verhalten der Lehrpersonen einen friktionsfreien Zugang der Mädchen zu naturwissenschaftlich-technischen Fächern. Studien zum Mathematik- und Informatikunterricht verdeutlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der Annäherung an die technische Materie und die technischen Gerätschaften ebenso wie in den Fragestellungen – bezogen auch auf die unterschiedlichen Selbstkonzepte von Mädchen und Buben in Hinblick Technik (Metz-Göckel et al. 1991). Die Tendenz ist eindeutig: Jungen sind dominanter, beanspruchen mehr Raum und Aufmerksamkeit und übernehmen – unabhängig von ihren tatsächlichen Fähigkeiten – sehr schnell die Führung, sobald sie mit Mädchen zusammenarbeiten. Mädchen lassen sich in dieser Arbeitssituation sehr häufig einengen, sind stiller und kooperativer, ändern aber oft ihr Verhalten, sobald sie in geschlechtshomogenen Gruppen arbeiten. Zwar überwiegen auch hier kooperative Interaktionsformen, doch kommt es durchaus zu Äußerungen von Ablehnung und Rivalität. Speziell bei Arbeiten am Computer erzielen geschlechtshomogene Arbeitsgruppen bessere Ergebnisse als gemischte. Geschlechtsunspezifisches Verhalten ist daher in homogenen Kursen eher zu beobachten, da sich in gemischten Gruppen sofort ein Interaktionseffekt einstellt. (Metz-Göckel et al. 1991)

Computer sind immer noch ein eher „männliches“ Hobby. Dies liegt (Grubits 1996)

- ◆ an der geschlechtsspezifischen Sozialisation der Jugendlichen,
- ◆ am Mangel an gesellschaftlichen Vorbildern für Mädchen,
- ◆ an der Geschichte der Computerentwicklung, die konsequent alle weiblichen Beiträge zur Entwicklung – und davon gibt es viele – unterschlägt, sowie
- ◆ am Fehlen von organisierten Gruppen von Mädchen für Mädchen.

Unterstützende Maßnahmen zur Kompensation dieser hemmenden Faktoren - wie die erwähnten geschlechtshomogenen Ausbildungsgruppen - sind unumgänglich notwendig, wenn Frauen in einem adäquaten Ausmaß an einer zukunftsbestimmenden technologischen Entwicklung teilhaben sollen. Ein erster Schritt in diese Richtung war die Gründung der österreichischen „WEBGRRLS“ im Oktober 1998. Sie setzen sich aus Fachfrauen im Bereich Internet und PR, Naturwissenschaftlerinnen und Büroangestellten zusammen und wollen Frauen eine Anlaufstelle bieten, die Interesse an neuen Medien haben, Internetpräsenz und Marketing via Internet in ihre berufliche Tätigkeit integrieren oder einen ausschließlich weiblichen Austausch wollen. (<http://www.webgrrls.at/thema.htm>)

Die Forderungen für bildungspolitische Maßnahmen liegen auf der Hand:

- ◆ Förderung des Selbstbewusstseins der Mädchen speziell im naturwissenschaftlich-technischen Bereich,
- ◆ Abbau von Vorurteilen zwischen den Geschlechtern bei SchülerInnen, aber auch bei LehrerInnen,
- ◆ Motivierung der Mädchen, Begabungen und Interessen in entsprechende berufliche Orientierung umzusetzen,
- ◆ verstärkte Berufsorientierung und Praxisbezug in Mathematik und anderen naturwissenschaftlichen Fächern,
- ◆ vermehrte Angebote für Mädchen im Bereich der Schule, um geringere Vorerfahrungen auf technischem Gebiet aufzuholen,
- ◆ Hinterfragen von Interaktionsformen und Rollenbildern im Unterricht und
- ◆ verstärkte Einbindung der Pflichtschulen in die Berufsorientierung.

Einigen dieser Forderungen wurde mittlerweile durch Lehrplangergänzungen zum Computereinsatz im Unterricht und eine Änderung der Lehrplanverordnung (Bundesgesetzblatt vom 26. 2. 1998) Rechnung getragen. Verstärkt soll nun in den dritten und vierten Klassen der AHS in der so genannten

Berufsorientierung die Entscheidungsfähigkeit der SchülerInnen hinsichtlich ihrer Interessen, Neigungen und Fähigkeiten gefördert werden, Sozialkompetenz geschult, Wissen vergrößert und die Auseinandersetzung mit der Berufswelt verstärkt werden.

Diese Lehrplanänderungen sind nicht unumstritten, weil sie nur dann wirklich effektiv sind, wenn in der Umsetzung die geschlechtsspezifischen Problematiken mitgedacht und sensibel die Berufswünsche von Mädchen berücksichtigt und gefördert werden, speziell wenn sie von geschlechtstypischen Vorstellungen abweichen.

Wie stark das Interesse der Mädchen an technischen Fächern sein kann, zeigt die steigende Tendenz von Schülerinnen in den AHS, den technischen statt den textilen Werkunterricht zu besuchen. Als Beispiel mögen die Zahlen einer Wiener AHS dienen: Waren es im Schuljahr 1995/96 noch drei von 24 Mädchen der ersten Klassen, die das Technische Werken wählten, entschieden sich im Schuljahr 1998/99 immerhin schon 21 von 54 Mädchen dafür. Interessant dabei ist, dass in den vier Jahren nur ein Schüler das Textile Werken wählte.

Die Erfahrungen im Unterricht zeigen, dass das technisch-naturwissenschaftliche Interesse bei Mädchen nicht nur vorhanden ist, sondern auch zunehmend artikuliert wird. Bemerkenswert ist dabei auch, dass sich dieses Interesse stärker als bei Jungen auf Auswirkungen und Gefahren neuer Technologien erstreckt. (Ranftl- Guggenberger 1991; Mayer-Maly et al.1991)

Aufgrund der Sozialisationsbedingungen sind Mädchen stärker als Buben auf schulische Angebote zur Entwicklung ihrer Interessen auf technischem Gebiet angewiesen, was sich stärker als bisher in didaktischen Maßnahmen und im Lernangebot für Mädchen niederschlagen müsste. Eine wichtige unterstützende Funktion kommt hier den BerufsberaterInnen der Schulen wie auch den Beratungsstellen für Frauen und Mädchen zu. In Wien sind dies zum Beispiel das „Sprungbrett für Mädchen“, „Amandas Matz“ sowie „Matadora“, eine Beratungsstelle, in der speziell technisch-handwerkliche Vorbereitungskurse für Mädchen angeboten werden.

Matadora ist ein Berufsorientierungskurs für Mädchen, die sich für technische/handwerkliche Berufsfelder interessieren.

Erwerbslose Mädchen im Alter zwischen 15 und 19 Jahren, die einen positiven Hauptschulabschluss besitzen und die Schulpflicht absolviert haben können einen Berufsorientierungskurs bis maximal ein Jahr besuchen (laufende Einstiegsmöglichkeit nach Freiwerden von Kursplätzen). Er dient der Berufsorientierung sowie -findung und soll auf eine Lehre oder Schulausbildung in einem technischen/handwerklichen Beruf vorbereiten.

Während des Kurses haben die Teilnehmerinnen sowohl die Möglichkeit, verschiedene Berufsfelder praktisch zu erproben, als auch sich die nötigen theoretischen Grundlagen anzueignen. Folgende Bereiche werden abwechselnd angeboten: Fotografie, EDV, Elektro/Elektronik, Ökologie/Ökotechnik, Malerei/Anstrich, Tischlerei, Metallverarbeitung. Darüber hinaus werden Exkursionen und Betriebspraktika für die Teilnehmerinnen organisiert.

Ziel des Projektes Matadora ist es, bestehende Vorurteile von Mädchen gegenüber Handwerk und Technik abzubauen, den entsprechenden Umdenkungsprozess zu forcieren und somit der geschlechtsspezifischen Segmentierung des Arbeitsmarktes entgegenzuwirken. Mädchen sollen ermutigt werden, handwerkliche, technische und ökologische Bereiche in ihren Berufsbildungsprozess einzubeziehen.

BERUFSWAHLPROZESSE

Trotz vieler Bemühungen gelingt es nur sehr langsam, die geschlechtsspezifischen Entscheidungsmuster beim Übertritt von Mädchen in den Beruf aufzulösen. Eine Befragung von SchülerInnen in Wien (Lechner et al. 1997a) macht deutlich, dass die Berufswahl nach wie vor eine geschlechtstypische Orientierung aufweist, gleichzeitig werden aber – zumindest bei den Mädchen – doch Anzeichen für eine beginnende

Erosion dieses Schemas sichtbar. Während die Burschen ihre Berufswahl noch primär nach geschlechtstypischen Kriterien treffen (51%) und kaum bereit sind, sich mit dem Gedanken an eine Berufsausübung in einem vorwiegend weiblichen Umfeld anzufreunden (2%), scheint das Bewusstsein der Mädchen nicht mehr im früheren Ausmaß von Rollenklischees dominiert zu sein. Immerhin weisen 16% der von den Mädchen geäußerten Wunschberufe eine Orientierung auf nichttraditionelle Berufsfelder auf.

Allerdings konzentriert sich ein Großteil der Lehranfängerinnen noch immer auf wenige Berufe, während die Streuung bei den Burschen erheblich breiter ist (Hausegger et al. 1993; Fraiji/Lassnigg 1995)). Dies bedeutet, dass es nach wie vor starke Selektions- und Zuweisungsmechanismen geben muss, die nicht allein in einer frauenfeindlichen Berufswelt gesucht werden dürfen, sondern bereits erheblich früher einsetzen.

Einflüsse der Sozialisation

Es ist davon auszugehen, dass sowohl schicht- und milieuspezifische als auch geschlechtsspezifische Prägungsprozesse wirksam sind, die schließlich dazu führen, dass viele Mädchen ihren Beruf nicht aus einem breiten Spektrum möglicher Berufe auswählen, sondern sich auf einige wenige Berufe konzentrieren. Bereits vor der eigentlichen Berufswahl finden demnach Anpassungsprozesse statt, die die Mädchen nicht einmal mehr die ohnehin verengten Optionen, die der Arbeitsmarkt für Frauen bietet, ausschöpfen lassen. Dies betrifft vor allem Mädchen, die aus einkommenschwachen Schichten und bildungsfernen Milieus kommen. Die für alle Kinder aus dieser Sozialkategorie gültigen Sozialisationsprozesse sind bei den Mädchen noch zusätzlich geschlechtsspezifisch akzentuiert, woraus letztlich die empirisch zu beobachtenden einseitigen Berufsentscheidungen und, damit verbunden, die Benachteiligungen in der Berufswelt resultieren (Bolder/Peusquens 1985).

Ein wesentlicher Faktor in diesem Zusammenhang ist das engere soziale Umfeld, vor allem also die Familie. Dies bedeutet allerdings nicht, dass Berufsvorstellungen und Deutungsmuster einfach nur von den Eltern und Verwandten weitergegeben und von den Mädchen übernommen werden. Der geschlechtsspezifische Einfluss der Eltern äußert sich also weniger als direkte, gezielte Anweisung, sondern eher als Ensemble unterschiedlicher Orientierungen, die im familiären Rahmen vorhanden sind und von den Mädchen oft unbewusst übernommen werden. Dazu gehört auch, dass in den genannten Milieus die Wahrnehmung der im sozialen Umfeld ausgeübten Berufe beschränkt ist. Den ersten konkreten Eindruck erhalten die Mädchen ja vor allem aus den Gesprächen über die Berufstätigkeit ihrer Bezugspersonen und vielleicht auch aus gelegentlichen Besuchen am Arbeitsplatz. So zeigt sich in der Befragung von Wiener SchülerInnen, dass knapp die Hälfte der Burschen und Mädchen eine Person aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis zu ihrem beruflichen Vorbild auserkoren hat. Die erste konkrete Wahrnehmung von Arbeit und Beruf hat also eine starke emotionale Komponente. (Lechner et al. 1997a)

Tabelle 9: Berufliches Vorbild von SchülerInnen (1997)

Berufliches Vorbild	Mädchen	Burschen
Mutter	13,2%	11,1%
Vater	9,8%	16,1%
Bruder/Schwester	6,3%	5,4%
andere Person	13,9%	15,3%
niemand	56,8%	52,1%
gesamt	100%	100%
	(N=287)	(N=242)

Quelle: Sonderauswertung Wien L&R-Datafile „Bildungsmotivation 1997“

Bei einem einkommenschwachen und bildungsfernen Familienkreis wird sich die Wahrnehmung von Berufen demnach auf jene konzentrieren, die ein geringes Qualifikationsniveau aufweisen. Es entsteht also der Anschein einer abgegrenzten Berufswelt. In dieser vor der eigentlichen Berufswahl liegenden Zeit fallen durch die auf Familie und Verwandtschaft konzentrierte Wahrnehmung bereits unbewusste Vorentscheidungen, die für alle später kommenden Informationen als Filter wirken und – dies sei vorweggenommen – die Aufgabe so schwierig machen, Mädchen und junge Frauen an ein breiteres Berufsspektrum heranzuführen.

Festzuhalten ist hier, dass auch in bildungsfernen Milieus zumeist kein ignoranter, sondern eher ein verunsicherter Umgang mit der Berufswahl der Kinder, vor allem der Mädchen, gegeben ist. Die Eltern agieren nicht mehr – wie es noch in den 50er und 60er Jahren der Fall gewesen sein mag – aus der

Überzeugung heraus, dass ihre Töchter ohnehin nicht auf eine berufliche, sondern auf eine familiäre Rolle vorzubereiten seien und daher der Berufs- und Erwerbstätigkeit nur eine Nebenrolle zukomme. Im Regelfall sind sich die Eltern unabhängig vom sozialen Status bewusst, dass eine möglichst einbringliche Berufstätigkeit mittlerweile auch für Frauen eine wesentliche Voraussetzung für ein zufriedenstellendes Leben bedeutet. (Hausegger et al. 1993; Flaake/King 1992)

Die Orientierung an der Hausfrauenrolle als alleinige Perspektive ist also weitgehend obsolet. Konkrete Information zu anderen Perspektiven kann aber häufig nicht aus dem familiären Umfeld bezogen werden, weil in bildungsfernen Milieus der Wissensstand der Eltern hinsichtlich aller Fragen zur Berufswahl manchmal sogar niedriger ist als der ihrer Kinder. So beschränkt sich beispielsweise die Unterstützung der Mütter, die für die Mädchen besonders wichtige Ansprechpartnerinnen sind, auf die Möglichkeit, Vorstellungen und Wünsche zu besprechen. Weitergehende Hilfestellungen, wie Informationen besorgen, Kontakte knüpfen oder Schulen und Betriebe suchen, sind erheblich seltener. Verwandte und ältere Bekannte spielen vor allem dann eine Rolle, wenn die Mädchen bereits konkretere Vorstellungen von ihrem künftigen Beruf entwickelt haben, bei den Eltern damit aber nicht auf Gegenliebe stoßen. In diesen Fällen wird oft versucht, Rückendeckung bei Personen zu finden, die der Familie nahe stehen und von denen eine gewisse Unterstützung bei den Eltern zu erhoffen ist. (Lechner et al. 1997a)

Das heißt allerdings, dass von den Eltern kaum erwartet werden kann, ihre Kinder adäquat auf die Berufswahl vorzubereiten. Eher geht es darum, dass die Familie zu einem sozial unterstützenden Hintergrund wird, der den Mädchen die Suche nach geeigneten Berufen und die konkrete Auswahl erleichtert. Die Eltern können für eine Atmosphäre sorgen, die ihre Kinder dazu motiviert, sich intensiv mit ihren beruflichen Vorstellungen auseinander zu setzen und aktiv nach einer geeigneten Ausbildung oder einem passenden Beruf zu suchen.

Die Abkehr von ehemals bestehenden ideologischen Mustern, die Mädchen und Frauen auf den Haushalt verwiesen, bedeutet allerdings nicht, dass andere, gleichermaßen Orientierung vermittelnde Rollenbilder Platz gegriffen hätten. In diesem Zusammenhang zeigt sich, dass die tendenzielle Lockerung des traditionellen Frauenbildes nicht nur eine – potentielle – Erweiterung des Handlungsspielraumes von Mädchen mit sich bringt, sondern auch neue Herausforderungen. „Alte Gewissheiten“, die auch Sicherheit und Orientierung boten, wurden manchmal nur durch eine „neue Offenheit“ und auch neue Ansprüche, jedoch ohne unterstützende Qualität, ersetzt. Die Mädchen stehen vor vielen Möglichkeiten, sind nicht mehr so sehr durch überkommene Konventionen gebunden, haben aber oftmals wenig Anhaltspunkte, den Realitätsgehalt und die Eignung neuer Optionen zu beurteilen. (Lechner et al. 1997a)

Während die Eltern also direkt und indirekt das Realitätsprinzip verkörpern, und sei es auch nur, indem sie die Unsicherheit der Mädchen hinsichtlich des zu wählenden Berufes noch verstärken, ist der Kreis der Freundinnen ein Ort, der auch die Phantasie beflügelt und Platz für Hoffnungen und Wünsche lässt. Aus diesem weiblichen Mikrokosmos sind Burschen weitgehend ausgeschlossen, denn das „Private“ an der Berufstätigkeit soll nicht der Kritik männlicher Gleichaltriger ausgesetzt werden.

Der Kreis der Freundinnen ermöglicht also auch eine gewissermaßen utopisierte Auseinandersetzung mit der beruflichen Zukunft, zugleich ist allerdings anzunehmen, dass gerade in diesem stark persönlichen Sozialkontext auch eine Einstimmung auf eine „weibliche“ Perspektive der Berufswahl stattfindet. Denn für die Mädchen hat zwar die Berufstätigkeit erheblich an Bedeutung gewonnen, das bedeutet aber nicht, dass die familiäre Rolle aufgegeben wird. Die Mädchen wollen in der Regel weder auf Beruf noch auf Familie verzichten. Daraus kann sich eine spezifische Integrationslogik ergeben, die auf jene Berufe verweist, die den Restriktionen dieser Dualität am ehesten gerecht zu werden scheinen, und bei nicht zu langer Ausbildungszeit Möglichkeiten für Heim- und Schwarzarbeit oder bei späterem Wiedereinstieg Teilzeitarbeit in Aussicht stellen. Dem entsprechen auch die Ergebnisse einer Befragung unter Institutionen, Einrichtungen und Projekten, die mit der Thematik der Berufsorientierung und Berufswahl von Mädchen beschäftigt sind. Hier wurde festgestellt, dass diese Doppelorientierung auf Familie und Beruf für die Mädchen zwar selbstverständlich ist, es letztlich aber meistens zu einer Vernachlässigung der Berufsplanung kommt. Die spätere Doppelbelastung wird als gegeben hingenommen und steht in Verbindung mit geringen Aufstiegserwartungen. (Jungwirth 1995)

Diese Tendenz zur berufsbezogenen Selbstbeschränkung ist ein unmittelbar geschlechtsspezifischer Prozess. Denn auch Burschen wollen meist Familie und Beruf zugleich, kommen aber – da sie die reproduktiven Arbeiten in einer Familie nur bedingt als ihre Aufgabe sehen – nicht in ein Orientierungs- und Handlungsdilemma, das ihnen die Rücknahme ambitionierter Berufs- und Ausbildungswünsche aufzwingt. (Hausegger et al. 1993)

Dies zeigt sich sehr deutlich an den Vorstellungen von Wiener SchülerInnen über ihr künftiges Berufs- und Familienleben. Eine zeitlich befristete Unterbrechung der Berufstätigkeit ist für 71% der befragten

Mädchen und für 23% der Burschen mit der Geburt von Kindern verbunden. Ein längerer Berufsausstieg bis zum Erwachsensein der Kinder kommt nur mehr für 5% der Burschen in Betracht, aber immerhin für 17% der befragten Mädchen (Lechner et al. 1997a).

Berufsvorstellungen

In der Befragung von Wiener SchülerInnen zeigt sich recht deutlich, dass Mädchen in wesentlich stärkerem Ausmaß auf Berufe mit höherer Qualifikation abzielen als Burschen. So haben 45,5% der befragten Wiener Schülerinnen einen Beruf genannt, der einen Hochschul- oder Akademieabschluss voraussetzt, im Vergleich dazu waren es nur 25,5% bei den Burschen. Sie bevorzugen im Segment der höheren Qualifikationsebenen eher Berufe, die Matura voraussetzen. (siehe Tabelle 10)

Tabelle 10: Zugangsqualifikation bei Wunschberufen (1997)

Zugangsqualifikation	Mädchen	Burschen
höchstens Pflichtschulabschluss	10,2%	11,6%
Lehre/BMS/FS	39,8%	42,1%
Matura	4,5%	20,8%
Uni/FHS/PÄDAK	45,5%	25,5%
gesamt	100% (N=244)	100% (N=216)

Quelle: Sonderauswertung Wien L&R-Datafile „Bildungsmotivation 1997“

Inwieweit die Berufsvorstellungen an die Realität heranreichen, kann daran ersehen werden, in welchem Ausmaß die Tätigkeiten beschrieben und der für die Berufsausübung notwendige Abschluss benannt werden können. In der Befragung von Mädchen und Burschen in Wiener Schulen hat sich gezeigt, dass Mädchen eine genauere und realistischere Vorstellung von ihrem Wunschberuf haben als Burschen. Ein unrealistisches oder nur sehr vages Bild vom Tätigkeitsprofil haben 5,5% der befragten Mädchen, aber immerhin 13% der Burschen. Dies zeigt, dass eine frühzeitige Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten am Arbeitsmarkt notwendig ist, um bei den Jugendlichen keine falschen Hoffnungen entstehen zu lassen, die sich kontraproduktiv auf die Berufswahl auswirken. Ähnliches gilt für die Kenntnis der Ausbildungsvoraussetzungen: Auch hier haben Mädchen wesentlich präzisere und realistischere Vorstellungen als Burschen. (Lechner et al. 1997a)

Tabelle 11: Kriterien für die Berufswahl (1997)

Kriterium	Zustimmung bei Mädchen	Rang	Zustimmung bei Burschen	Rang
Interesse	86%	1.	82%	1.
Begabung/Talent	40%	2.	37%	4.
Verdienst	38%	3.	46%	2.
Zukunftsaussichten	36%	4.	43%	3.
geschlechtsadäquater Beruf	16%	5.	11%	6.
Ansehen	14%	6.	14%	5.

Quelle: Sonderauswertung Wien L&R-Datafile „Bildungsmotivation 1997“

Tabelle 12: Erwartungen an den Beruf (1997)

Aspekt der Arbeit	Zustimmung bei Mädchen(sehr wichtig)	Rang	Zustimmung bei Burschen(sehr wichtig)	Rang
Arbeit soll Spaß machen	78%	1.	69%	1.
gutes Arbeitsklima	56%	2.	54%	2.
nette Chefin/netter Chef	54%	3.	48%	6.
nette KollegInnen	53%	4.	52%	4.
Selbstverwirklichung	48%	5.	38%	8.
Tätigkeit der	47%	6.	40%	7.

Ausbildung entsprechend				
mit Menschen zusammenarbeiten	46%	7.	35%	9.
Aufstiegsmöglichkeiten	42%	8.	52%	4.
hohes Einkommen	36%	9.	53%	3.
Verantwortung übernehmen	32%	10.	30%	10.
stressfreie Tätigkeit	30%	11.	30%	11.
Abwechslung	27%	12.	24%	12.

Quelle: Sonderauswertung Wien L&R-Datafile "Bildungsmotivation 1997"

Kriterien für die Berufswahl

Für die überwiegende Mehrheit der befragten Wiener Mädchen und Burschen ist das Interesse an den Tätigkeitsinhalten das mit Abstand wichtigste Kriterium für den Wunschberuf. Vor allem an höherbildenden Schulen wird die Meinung vertreten, dass man sich insbesondere daran orientieren soll, ob ein Beruf Spaß macht, nicht langweilig ist und die Möglichkeit bietet, sich selbst zu verwirklichen. Dass im Rahmen der Berufsausübung die Begabungen und Talente zum Tragen kommen, wurde nur von 40% der befragten Mädchen und 37% der Burschen als ausschlaggebend für die Berufswahl genannt. Dass diese Anteile relativ gering sind, mag damit zusammenhängen, dass vielen Mädchen und Burschen das eigene Begabungsprofil gar nicht bewusst ist und deshalb das Talent kein Auswahlkriterium darstellen kann. Bei den Burschen ist der Aspekt der Selbstverwirklichung im Beruf noch weniger bedeutsam, Verdienst und Zukunftsaussichten – damit also Aspekte materieller Sicherheit – stehen stärker im Vordergrund.

Die stärkere materielle Orientierung von Burschen wird auch bei den Erwartungen an den künftigen Beruf deutlich. Nach dem Spaß an der Arbeit und einem guten Arbeitsklima sind ein hohes Einkommen und Aufstiegsmöglichkeiten ein zentraler Erwartungsfaktor. Bei den Mädchen dagegen stehen – nach dem Spaß an der Arbeit und einem guten Arbeitsklima – ein angenehmes soziales Umfeld (nette Chefin/netter Chef bzw. nette KollegInnen) und die Möglichkeit zur Selbstverwirklichung im Vordergrund. (Lechner et al. 1997a)

Die Rolle der Schule im Prozess der Berufsfindung

Wie oben gezeigt, sind die Eltern häufig nicht in der Lage, ihren Kindern zielgerichtete und konkrete Hinweise für die Berufswahl zu geben. Gerade die systematische Auseinandersetzung mit der beruflichen Zukunft kann also von der Familie nicht geleistet werden und fällt nicht zuletzt deshalb in den schulischen Aufgabenbereich.

Mit dem Unterrichtsprinzip „Vorbereitung auf die Arbeits- und Berufswelt“ wurden bereits in den 80er Jahren die entsprechenden formellen Voraussetzungen geschaffen. Sie sollen gewährleisten, dass dieses Thema in möglichst vielen Unterrichtsgegenständen behandelt wird. Allerdings dürfte nach wie vor zwischen dem formulierten Anspruch und der Praxis eine erhebliche Lücke klaffen. Zu unterschiedlich ist noch das Ausmaß, in dem dieses Unterrichtsprinzip berücksichtigt wird. Qualität und Umfang dieser Vorbereitung sind in erster Linie vom persönlichen Engagement der Lehrkräfte abhängig; das heißt davon, dass die Lehrkräfte in der Lage und bereit sind, sich selbst ausreichende Informationen zu besorgen und diese altersgerecht umzusetzen. (Hausegger et al. 1993)

Neben der Bestimmung als Unterrichtsprinzip wurden seitens der Schulbehörden auch andere Maßnahmen zur verstärkten berufsperspektivischen Auseinandersetzung geschaffen, etwa die unverbindliche Übung „Berufsorientierung und Bildungsinformation“, die berufspraktischen Tage und die Institutionalisierung von SchülerberaterInnen. Die Übung „Berufsorientierung und Bildungsinformation“ kann ab der dritten Klasse (7. Schulstufe) im Ausmaß einer Wochenstunde durchgeführt werden. Allerdings steht es den Schulen frei, diese Übung anzubieten, und die SchülerInnen sind auch nicht zur Teilnahme verpflichtet. (Guggenberger 1997)

Seit der Novellierung der Schulveranstaltungsordnung von 1990 gibt es in Hauptschulen die Möglichkeit, den SchülerInnen im Rahmen von drei berufspraktischen Tagen mit Exkursionen in Betriebe, Berufsschulen, Lehrwerkstätten, Berufsinformationszentren und -messen einen Einblick in die Berufs- und Arbeitswelt zu bieten. Im polytechnischen Lehrgang ist dafür eine Woche vorgesehen. Diese Möglichkeit der praxisorientierten Information wird sowohl von den SchülerInnen als auch von den LehrerInnen sehr

positiv beurteilt.

Demgegenüber ist die SchülerInnenberatung vor allem auf individuelle Information in den Hauptschulen ausgerichtet, wobei jeweils eine Lehrkraft pro Schule diese Funktion innehaben soll, die im Rahmen der LehrerInnenfortbildung entsprechend vorbereitet wurde. Allerdings unterliegt auch diese Funktion erheblichen Beschränkungen, weil für sie nur eine Stunde Lehrverpflichtung vorgesehen ist. Aus diesem Grund konzentrieren sich viele BeraterInnen auf die vierten Klassen und inhaltlich auf die wichtigsten Fragen der Berufswahl. Eine tiefergehende Abschätzung von Interessen, Fähigkeiten und beruflichen Angeboten ist unter diesen Bedingungen kaum möglich. Ebenso wenig wie die Entwicklung von qualifizierten Unterstützungsangeboten für die ganze Schule. Zudem scheint das Schwergewicht auf konventionellen Beratungsformen und -inhalten zu liegen, die für wenig aktive und desinteressierte SchülerInnen – die der Unterstützung ja am dringendsten bedürfen – eher ungeeignet sind.

Arbeitsmarktpolitische Beratungs- und Betreuungseinrichtungen für Mädchen

Information über den Arbeitsmarkt und die Berufswelt sowie Beratung bei der Berufswahl bietet in Wien auch das Arbeitsmarktservice für Jugendliche an. Als spezielle Serviceeinrichtung stehen dabei die Berufsinformationszentren (BIZ) mit einer breiten Auswahl an Informationsmaterialien zur Verfügung. Seit Mitte der 80er Jahre wurden jedoch für bestimmte Gruppen von Arbeitssuchenden spezifische arbeitsmarktpolitische Beratungs- und Betreuungseinrichtungen geschaffen, die sowohl vom AMS als auch von der Gemeinde Wien finanziert werden. Auch für Mädchen wurden solche Einrichtungen geschaffen. Durch entsprechende Informations- und Beratungsangebote sollen Mädchen bei einer selbstbewussten und eigenverantwortlichen Planung ihrer Berufslaufbahn unterstützt werden. Ein wesentliches Ziel dieser Unterstützung besteht darin, das Berufswahlspektrum zu erweitern und Mädchen auch zur Ausbildung in nichttraditionellen Berufen, etwa im handwerklich-technischen Bereich, zu ermutigen.

Die arbeitsmarktpolitische Beratungsstelle Sprungbrett für Mädchen unterstützt Mädchen bei der Berufsfindung und will nichttraditionelle Berufsentscheidungen fördern.

Zielgruppe sind Mädchen im Pflichtschulalter zwischen zehn und 15 Jahren sowie MultiplikatorInnen in Ausbildungseinrichtungen, Wirtschaft und Institutionen. Das inhaltliche Konzept von Sprungbrett bezieht das gesamte soziale Umfeld der Mädchen ein. Die Mädchen werden bei ihrer persönlichen Karriereplanung, bei der Entscheidung für die passende Ausbildung sowie der Suche nach Schnupperplätzen und Lehrstellen unterstützt. Außerdem werden sie bei ärztlichen und rechtlichen Problemen sowie Fragen zu Partnerschaft, Empfängnisverhütung und Schwangerschaft beraten.

Sprungbrett bietet persönliche Beratungsgespräche und Gruppenbetreuung. Im Betreuungsprozess können die Mädchen je nach persönlicher Berufsorientierung die Module Stationenparcours (Kurzerprobung eigener Fähigkeiten), Probierwerkstätten (Workshops zur Erprobung nichttraditioneller Arbeiten und zum Kennenlernen von Ausbildungen) und Sprungbrett-Specials (Anfertigen eines Werkstückes in der Fachwerkstatt, Informationsveranstaltungen, Schul- und Betriebserkundungen, Workshops zu Lebens-/Berufsplanung, Auseinandersetzung mit der eigenen gesellschaftlichen Rolle) absolvieren.

Auf Zusammenarbeit mit Schulen, Eltern, LehrerInnen und Betrieben wird in dieser Beratungsstelle besonderer Wert gelegt.

Die arbeitsmarktpolitische Beratungsstelle Amandas Matz unterstützt Mädchen und junge Frauen im Alter von 15 bis 25 Jahren bei der Berufsfindung. Gemeinsam werden Berufswünsche und -vorstellungen erarbeitet und auf Umsetzungsmöglichkeiten hin überprüft. Informationen über Lehrberufe, Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten, über alternative und nichttraditionelle Berufe erleichtern die Orientierung am Arbeitsmarkt. Außerdem werden Fragen bezüglich Arbeitslosengeld, Beihilfen, Stipendien und

Lehrlingsrecht beantwortet.

Mädchen und jungen Frauen können hier auch technisches Werken praktisch ausprobieren, um ihre handwerklichen Fähigkeiten kennen zu lernen; um herausfinden, wo ihre Stärken und Schwächen liegen und in welchen Berufen sie ihnen nützlich sein können. Falls sie sich auf eine Entscheidungs- oder Nachprüfung vorzubereiten haben oder ein Abschlusszeugnis verbessern wollen, können sie Lernnachhilfe in Anspruch nehmen.

HEMMNISSE BEIM EINSTIEG INS ARBEITSLEBEN

Benachteiligungen am Arbeitsmarkt und Berufsorientierung

Seit Mitte der 80er Jahre ist die allgemeine Erwerbsbeteiligung in Österreich ständig im Steigen begriffen, was vor allem auf die zunehmende Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben zurückzuführen ist. 1994 betrug die Erwerbsquote der Frauen bei steigendem Trend bereits 63,6%, wobei insbesondere die Altersgruppe der 20- bis 24-Jährigen stark ins Berufsleben integriert ist (75%). Von ExpertInnenseite wird auch ein Zusammenhang zwischen Ausbildung und Erwerbsneigung konstatiert: Je höher die berufliche Qualifikation, desto stärker das Interesse an einer Berufstätigkeit. Dem entspricht auch, dass immer mehr verheiratete Frauen berufstätig sind und die Erwerbspausen im Fall von Kinderbetreuungspflichten kürzer werden. (Zowack 1997)

Aus dieser gestiegenen Erwerbsbeteiligung darf aber nicht geschlossen werden, dass sich die Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt auflösen. Ein Großteil der Frauen ist mittlerweile in Dienstleistungsberufen mit teilweise niedrigem Entlohnungsniveau beschäftigt, hat geringere Aufstiegschancen und ist von gleichem Lohn für gleiche Arbeit noch weit entfernt (Diestler/Moser 1995). Auch hinsichtlich der Anwendung erworbener Qualifikationen auf dem Arbeitsplatz bestehen erhebliche Benachteiligungen. Frauen werden öfter als Männer nicht ausbildungsadäquat eingesetzt. Die gestiegene Bildungsbeteiligung der Frauen hat deshalb zwar Bildungsdefizite beseitigt, auf die Qualität der Beschäftigung wirkt sich dies allerdings noch nicht in entsprechendem Ausmaß aus (Wiederschwinger 1995).

Dennoch: Die Entwicklung der Bildungsbeteiligung ist ein deutlicher Indikator für einen drastischen Einstellungswandel auch in Hinblick auf die Berufstätigkeit von Frauen. Auch in den bildungsferneren Schichten hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass es für junge Frauen sehr wichtig ist, einen Beruf zu erlernen. Das bedeutet aber nicht, dass sich damit die Widersprüchlichkeit von Beruf und Familie für Mädchen und Frauen aufgelöst hätte. Der Beruf hat einen wesentlichen Stellenwert, jedoch spielt nach wie vor auch die Familienorientierung eine große Rolle in den Lebensentwürfen junger Frauen. Im Gegensatz zu früher wollen sie sich jedoch vielleicht nicht mehr im gleichen Ausmaß auf ihre Partner verlassen und versuchen eher, Familien- und Berufsziele gleichermaßen zu erreichen. Dennoch kann, insbesondere bei beruflichen Schwierigkeiten, die Familienrolle auch subjektiv an Attraktivität gewinnen. Mädchen sind also – anders als Burschen oder junge Männer, für die ein Rückzug in die Familie in diesem Sinn traditionellerweise ja kaum in Frage kommt – bis zu einem gewissen Grad „gefährdet“, die Hausfrauenrolle als Ausweichmöglichkeit in Anspruch zu nehmen, wenn sie ihre Lehre oder eine Schule abbrechen müssen. Dies bedeutet weniger, dass dies schon in jungen Jahren geschieht, als dass diese Mädchen eher bereit sind, sich mit Hilfsarbeiten und schlecht bezahlten Jobs abzufinden. (Lechner et al. 1997b)

Lehr- und Schulabbruch

Schätzungen gehen davon aus, dass in den allgemeinbildenden sowie den berufsbildenden mittleren und höheren Schulen rund 30% der SchülerInnen ihren Ausbildungsweg nicht abschließen, wobei die Dropout-Raten der Mädchen niedriger sind. Bei den Lehrlingen liegt die Abbruchrate im ersten Lehrverhältnis bei fast 40%; werden alle Lehrverhältnisse einer Person zusammengezählt, bei nahezu 20% (Lassnigg 1994b). Dies bedeutet, dass viele AbbrecherInnen zwar eine weitere Lehrstelle finden und antreten, aber immer noch ein hoher Anteil von Jugendlichen bleibt, die nach einem oder mehreren Versuchen endgültig diesen Ausbildungsweg ohne Abschluss verlassen.

Die Problematik beginnt oft bereits im Stadium der Lehrstellensuche. Die Lehre ist für Jugendliche, die ins

Arbeitsleben einsteigen wollen, etwa bis zum Alter von 17 oder 18 Jahren die bevorzugte Form der beruflichen Ausbildung (AMS Österreich 1997). Es kann aber in Zeiten des Lehrstellenmangels keineswegs mehr davon ausgegangen werden, dass eine Stelle gefunden wird, vor allem nicht in der von den Jugendlichen gewünschten Branche.

Vor allem in Branchen mit besonders großem Lehrstellenmangel kann aus einem großen Angebot an BewerberInnen ausgewählt werden. Ein mangelhaftes (oder fehlendes) Hauptschulzeugnis, schlechte Noten im polytechnischen Lehrgang oder in weiterführenden Schulen, eine fehlende österreichische Staatsbürgerschaft und/oder mangelhafte Deutschkenntnisse können daher die Suche nach einem Ausbildungsplatz erfolglos bleiben lassen. Die Jugendlichen befinden sich in zunehmender Konkurrenz zu PflichtschulabgängerInnen mit besseren Noten und zu den Drop-outs der weiterführenden Schulen, die aufgrund ihres Alters und der Vorbildung bevorzugt werden. Inländische Lehrstellensuchende werden AusländerInnen vorgezogen. In diesen Fällen wird oftmals die Suche nach einer Lehrstelle entmutigt abgebrochen, den Jugendlichen bleibt häufig nur die Aufnahme einer Hilfstätigkeit. (Lechner et al. 1997b) Letztlich wird sich in dieser Situation auch die Neigung der LehrherrInnen verstärken, Konflikte nicht zu lösen, sondern die betroffenen Lehrlinge eher „auszutauschen“. Dementsprechend sind es auch vor allem die Schwierigkeiten mit Vorgesetzten, die zum Abbruch einer Lehre führen. Gerade in kleineren Betrieben kann es relativ schnell zu Konflikten kommen, wenn sich die Jugendlichen nicht bedingungslos anpassen und nicht jedes Verhalten älterer MitarbeiterInnen oder jede zugeteilte Arbeit akzeptieren. Zum Lehrabbruch kommt es aber auch, wenn die Lehre mit falschen Vorstellungen über die Inhalte der Ausbildung begonnen wurde. Manchmal drängen auch die Eltern ihre Kinder in ein Lehrverhältnis, ohne sich zu fragen, ob sie dafür geeignet sind. Weitere Faktoren sind finanzielle Probleme, die zum Abbruch des Lehrverhältnisses und zur Aufnahme einer besser bezahlten Hilfstätigkeit zwingen, Schwierigkeiten in der Berufsschule, Sprachprobleme oder Suchtgiftprobleme. (Lechner et al. 1997b)

Demgegenüber sind die Ausstiegsgründe bei SchulabbrecherInnen weniger konkret zu bestimmen. Dies dürfte wohl daran liegen, dass die Schulen nach wie vor nicht ausreichend in der Lage sind, auf die spezifischen Lernvoraussetzungen unterschiedlicher Schichten und Milieus einzugehen, was insbesondere Kinder aus bildungsfernen Familien zusätzlichen Belastungen aussetzt (Überforderung, Angst, Misserfolgsgewissheit), deren Konsequenz letztlich die Schwächung der Durchhaltefähigkeit ist. Leider macht es die strukturelle Undurchlässigkeit des österreichischen Bildungssystems gegenwärtig sehr schwierig, diese Ausstiegskarrieren durch Maßnahmen zur Nachqualifizierung zu einem späteren Zeitpunkt wieder zu korrigieren und in die Richtung einer erfolgversprechenden beruflichen Option zu lenken: Schon in der achten oder neunten Schulstufe müssen sich die SchülerInnen zwischen einer Vielzahl von drei- bis fünfjährigen Ausbildungsgängen entscheiden. In dieser Entwicklungsphase sind die beruflichen Interessen aber noch kaum ausgebildet und daher keine ausreichende Grundlage für die Ausbildungswahl. Da in Österreich nach wie vor lineare Ausbildungsverläufe die Regel und Wechsel nicht vorgesehen sind, ist die einmal getroffene Ausbildungsentscheidung weitgehend irreversibel. Darüber hinaus sind die Ausbildungsebenen altersmäßig gestaffelt und lassen wenig Spielraum für NachzüglerInnen. Jugendliche, bei denen es, aus welchen Gründen auch immer, zu Verzögerungen der Bildungslaufbahn oder zu einem Bruch im normierten „Ausbildungskontinuum“ kommt, sind daher mit erheblichen Nachteilen konfrontiert. (Lechner et al. 1997b)

Jugendliche ohne Schulabschluss und Berufsausbildung

Mittlerweile ist es zwar für nahezu alle SchulabsolventInnen schwierig geworden, einen ausbildungsadäquaten Arbeitsplatz zu finden, besondere Probleme allerdings haben nach wie vor Jugendliche ohne abgeschlossene Schul- und Berufsausbildung, da sich die Wahlmöglichkeiten ohne formell anerkannte Qualifikation erheblich verengen.

Gerade in Wien mit der oben skizzierten hohen Bildungsbeteiligung junger Menschen übt ein großer Anteil der Berufstätigen aus dieser Altersgruppe eine unqualifizierte Beschäftigung aus. Aus dem Mikrozensus 1995 ist abzulesen, dass sich die Erwerbstätigkeit sowohl von Jugendlichen als auch von jungen Erwachsenen mit höchstens Pflichtschulabschluss zu rund 80% auf Produktionsberufe, Handels- und Verkehrsberufe sowie Dienstleistungsberufe konzentriert. Konkret sind dies Fließbandarbeit, Regalbetreuung, Lagerarbeit, Verpackung, Reinigung und Küchenhilfe. Dabei gibt es allerdings Konzentrationen nach Geschlecht: Der Produktionsbereich ist nach wie vor Domäne der männlichen Jugendlichen, die Handels- und Verkehrsberufe sowie die Dienstleistungsberufe eher jene der Mädchen. (Lechner et al. 1997b)

Die Gruppe der unqualifizierten Jugendlichen setzt sich aus mehreren Subgruppen zusammen, insbesondere aus Personen, die nach einem Pflichtschulabschluss keine weiterführende Schul- oder

Berufsausbildung beginnen, sowie aus Schul- und LehrabbrecherInnen.

Der Anteil jener, die nicht im Schulsystem verbleiben und keine Lehre beginnen, betrug Mitte der 90er Jahre gemessen an ihrer Altersgruppe rund 3,4%. Er ist leicht im Steigen begriffen, weil die zunehmende Verengung des Lehrstellenmarktes auch dazu führen kann, dass erst gar nicht nach einer Lehrstelle gesucht wird, wenn man nicht mehr zur Schule gehen will. Vor allem Jugendliche nichtösterreichischer Herkunft erreichen häufig nicht den Pflichtschulabschluss, wodurch sie vom Besuch weiterführender Schulen weitgehend ausgeschlossen und bei der Suche nach einer Lehrstelle erheblich behindert sind. Eine wesentliche Rolle für das Scheitern von Schulkarrieren spielen bei dieser Bevölkerungsgruppe die Sprachschwierigkeiten, aber auch Faktoren im sozialen Umfeld. Erschwerend wirken sich beispielsweise die Lebensbedingungen in schlechten Wohnungen, finanzielle Not und die mangelnde Unterstützung durch Eltern aus, die keine Informationen über österreichische Bildungswege besitzen und manchmal sogar Analphabeten sind. (Lechner et al. 1997b)

Die steigende Bildungsbeteiligung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen äußert sich auch darin, dass das Qualifikationsniveau der Wohnbevölkerung liegt (Berufsbildungsbericht 1995) und der Anteil der Personen mit höchstens Pflichtschulabschluss in den älteren Bevölkerungsgruppen höher ist. Dies erschwert allerdings die Lage arbeitsloser unqualifizierter Jugendlicher und junger Erwachsener. Denn sie müssen damit rechnen, immer stärker in Konkurrenz mit höher qualifizierten Arbeitssuchenden zu stehen und daher auch vermehrt in die Arbeitslosigkeit gedrängt zu werden. Arbeitsplätze, die bislang mit ungelerntem oder angelerntem Personal besetzt wurden, können derzeit durch das große Angebot mit qualifizierten Arbeitskräften besetzt werden. Oder anders gesehen: Die Verknappung der Arbeitsplätze führt zu einer Wertminderung von Bildungsabschlüssen, wodurch das Arbeitslosigkeitsrisiko steigt (Lechner et al. 1997b).

Dieser Prozess wird durch die technologische Entwicklung noch weiter verstärkt: Sie führt dazu, dass Anlern- und Hilfstätigkeiten sowie Routinearbeiten, die bisher von Personen ohne Berufsausbildung durchgeführt wurden, zusehends an Bedeutung verlieren. Gerade in diesen Bereichen war aber ein Großteil der unqualifizierten Jugendlichen und jungen Erwachsenen beschäftigt. Schätzungen gehen davon aus, dass rund 75% der PflichtschulabsolventInnen, die nicht in einem Lehrverhältnis stehen, bisher als angelernte Arbeitskräfte oder HilfsarbeiterInnen beschäftigt waren (Meggeneder/Nemella 1987). Dieser Umstand zeigt sehr deutlich, welche dramatische Ausmaße die Auswirkungen des Verdrängungswettbewerbes auf dem Arbeitsmarkt und der technologischen Entwicklung noch annehmen können.

Die vom Arbeitsmarktservice durchgeführte betriebliche Arbeitskräftebedarfserhebung zeigt für 1996 eine reduzierte Nachfrage nach Personen, die entweder keinen Lehrabschluss oder nur die Pflichtschule absolviert haben. Der Trend zur Höherqualifikation und der Prozess der Verdrängung „unqualifizierter“ ArbeitnehmerInnen wird sich also in Zukunft verstärken (AMS 1995). Diese Entwicklung wird vor allem ausländische Jugendliche stark betreffen, von denen die 15- bis 18-Jährigen noch im Jahr 1995 zu 93% nur einen Pflichtschulabschluss hatten. In der Altersgruppe der 19- bis 24-Jährigen lag dieser Anteil immer noch bei 75%.

Jugendarbeitslosigkeit

Jugendliche weisen spezifische Muster der Arbeitslosigkeit auf, die auch stark geschlechtsspezifisch variieren. Bei den 15- bis 18-Jährigen liegt die Arbeitslosenrate mehr als zwei Prozentpunkte unter der Durchschnittsrate aller Altersgruppen. Jene der Mädchen liegt in Wien – entgegen dem bundesweiten Trend – geringfügig unter jener der Burschen (siehe Tabelle 14).

Allerdings ist zu berücksichtigen, dass die Lehrstellensuchenden nicht in dieser Quote inkludiert sind. Außerdem gilt es zu beachten, dass bei einer schlechten Arbeitsmarktlage tendenziell mehr Jugendliche im Bildungssystem - quasi als Ausweichmöglichkeit - bleiben. (Biffi 1995). Zudem ist in dieser Altersgruppe die Dunkelziffer der Arbeitslosen relativ hoch. Viele Jugendliche und junge Erwachsene haben noch keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld erworben und sehen daher keinen Grund, sich beim Arbeitsmarktservice zu melden, da sie privat eine Lehrstelle oder Arbeit suchen und noch von den Eltern unterstützt werden.

Tabelle 13: Lehrstellensuchende in Wien 1994–1998 (Stand jeweils Ende Oktober)

	Anzahl der Lehrstellensuchenden	Mädchen- anteil
Oktober 1994	574	47,2%

Oktober 1995	746	47,8%
Oktober 1996	970	45,9%
Oktober 1997	1.204	48,5%
Oktober 1998	1.119	47,5%

Quelle: AMS

Tabelle 14: Altersspezifische Arbeitslosenquoten 1993, 1995, 1997

	Wien						Österreich					
	weiblich			männlich			weiblich			männlich		
	1993	1995	1997	1993	1995	1997	1993	1995	1997	1993	1995	1997
15–18	4,2	3,7	4,3	4,7	4,1	4,4	3,8	3,9	4,7	2,3	2,1	2,4
19–24	5,2	5,1	6,0	8,8	8,6	9,7	6,3	6,3	7,3	8,2	7,6	8,5
15–24	5,0	4,9	5,7	7,9	7,6	8,5	5,7	5,8	6,8	6,6	6,1	6,7
alle Altersgruppen	6,6	6,4	7,4	7,8	7,9	9,0	6,9	6,8	7,4	6,7	6,4	6,9

Quelle: AMS

Die Arbeitslosenquoten der 19- bis 24-jährigen Mädchen nähern sich schon stark dem Wien-Durchschnitt an, bei den Burschen liegen sie sogar darüber. Dafür liegt die mittlere Dauer der Arbeitslosigkeit noch deutlich unter der durchschnittlichen Dauer von Arbeitslosigkeit insgesamt. Das bedeutet, dass die Beschäftigungsverhältnisse von Jugendlichen instabiler sind als die ihrer älteren KollegInnen, Jugendliche daher öfter arbeitslos werden, zugleich aber auch schneller als ältere Arbeitslose in der Lage sind, wieder einen Arbeitsplatz zu finden (Hafner 1997).

ADOLESCENZ, SEXUALITÄT UND GESUNDHEIT

Die Adoleszenz ist eine Lebensphase mit vielfältigen Anforderungen. Einschneidende körperliche und psychosoziale Veränderungen müssen auf dem Weg zu einer eigenständigen Identität, die immer auch eine Geschlechtsidentität ist, bewältigt werden. Mädchen und Burschen sind in dieser Phase mit unterschiedlichen Lebenssituationen und Anforderungen konfrontiert, denen sie aufgrund geschlechtsspezifisch sozialisierter Verhaltensmuster mit verschiedenen Bewältigungsstrategien begegnen.

Die körperlichen Veränderungen bedeuten für Mädchen Frauwerden und Sexualisierung. Sie erfahren die Wirkung ihrer körperlichen Attraktivität, aber auch die Zwänge herrschender Schönheitsideale. Sie machen erste sexuelle Erfahrungen, werden jedoch zum Schutz vor sexueller Gefährdung in ihrem Erlebens- und Bewegungsradius auch eingeschränkt. (Wilser 1997)

SEXUALITÄT UND PARTNERSCHAFT

In die Jugendzeit als Zeit des Suchens und der großen Unsicherheiten fallen heute in der Regel auch die ersten sexuellen Erfahrungen. Drei Viertel der Jugendlichen erleben den ersten Geschlechtsverkehr zwischen dem 14. und dem 17. Lebensjahr, etwa 1% früher, beinahe ein Viertel der 19-Jährigen hat diese Erfahrung hingegen noch vor sich. Dem ersten Geschlechtsverkehr gehen dabei in der Regel eine Reihe von Vorformen sexueller Kontakte wie Küssen und Petting voraus. Seit den 70er Jahren wird eine zeitliche Vorverlegung des ersten Geschlechtsverkehrs sowie eine tendenzielle Angleichung der Geschlechter konstatiert. (Dür 1993)

Moralische und normative Aspekte spielen für jugendliches Sexualverhalten eine eher untergeordnete Rolle. Zentrale Bedeutung kommen individuellen und persönlichen Elementen zu, eine wichtige Voraussetzung ist Vertrauen. Jugendliche Haltungen unterscheiden sich hier nicht von gesamtgesellschaftlichen Trends. (Dür 1993)

Traditionelle Einstellungen zu Partnerschaft und Familie gelten jedoch bei den Jugendlichen immer noch. Der Wunsch, zu heiraten und Kinder zu haben, ist nach wie vor stark verbreitet, und Treue ist Jugendlichen überaus wichtig. 40% der Jugendlichen, die in einer österreichischen Untersuchung befragt wurden (Durchschnittsalter 17 Jahre), hatten eine feste Freundin/einen festen Freund. Etwa ein Drittel von ihnen hatte mit dieser Partnerin/diesem Partner noch keinen Geschlechtsverkehr, die anderen hatten damit meist länger als drei Monate gewartet. (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994)

Das Ideal von Treue und Monogamie ist bei Jugendlichen allerdings vor dem Hintergrund zu sehen, dass ihre Beziehungen eher von kurzer Dauer sind (Dür 1993: 7 Monate; Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994: 11 Monate). Daraus ergibt sich das Muster serieller Monogamie („Treue auf Zeit“). Auch ist dem Ideal von Partnerschaft und Treue das tatsächliche Verhalten gegenüberzustellen, das mit diesen Wertvorstellungen nicht immer übereinstimmt. So finden sexuelle Kontakte nicht immer nur in festen Beziehungen statt (Pelikan/Dür et al. 1990).

Vor allem für Mädchen ist Sexualität eng mit Hoffnung auf Intimität und Liebe verbunden (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994). Sie machen ihre ersten sexuellen Erfahrungen häufiger als Burschen in einer festen Beziehung (Pelikan/Dür et al. 1990) und leiden öfter unter Liebeskummer – oder können diesen zumindest besser ausdrücken. Erfahrungen von SexualberaterInnen zeigen, dass Mädchen eine höhere Kommunikationsfähigkeit im Bereich Sexualität haben und besser aufgeklärt sind (Geyerhofer 1994). Hier scheint sich zu bestätigen, dass Emotionalität, Beziehungsarbeit und partnerschaftliche Verantwortung immer noch eine Domäne der Frauen darstellt.

F.E.M. ist ein Gesundheitszentrum für Frauen, Eltern und Kinder. Die Beratung und Information umfasst Fragen zu Schwangerschaft, Geburt, Erziehung, Partnerschaft und spezifischen Frauenproblemen. Ein weiterer Arbeitsschwerpunkt von F.E.M. liegt in der Fort- und Weiterbildung von Personen, die in pflegemedizinischen oder psychosozialen Berufen tätig sind.

Das Angebot speziell für Mädchen und junge Frauen umfasst regelmäßige Gruppentreffen, Theaterworkshops, Selbstverteidigung und autogenes Training. Ziel ist die Förderung eines gesundheitsbewussten Lebensstils.

SEXUALERZIEHUNG

Kinder und Jugendliche erhalten Informationen über Sexualität in unterschiedlichen Kontexten: Familie, Schule, FreundInnen, Zeitschriften, Fernsehen usw. Die Inhalte und die Art der Vermittlung sind dabei naturgemäß von ganz unterschiedlicher Qualität.

Sexualerziehung muss neben der Vermittlung von Wissen über körperliche Funktionen und Abläufe Sexualität im Zusammenhang von Emotionalität, Partnerschaft und Geschlechtsidentität thematisieren. Die Bedeutung der Vermittlung von Selbst-Bewusstsein, Eigenverantwortlichkeit und Kommunikationsfähigkeit zeigt sich in allen angesprochenen Bereichen. Die kritische Auseinandersetzung mit herkömmlichen Geschlechtsstereotypen muss dabei ebenso angeregt werden, wie insgesamt geschlechtsspezifische Ausgangslagen und Bedürfnisse zu berücksichtigen sind. Burschen müssen Verantwortungsbereitschaft lernen und gleichzeitig Unterstützung bei der Beschäftigung mit den eigenen emotionalen Bedürfnissen und deren Ausdruck erhalten. Mädchen haben traditionelle Sozialisationsselemente wie Passivität und Zurückhaltung bei der Abgrenzung und Durchsetzung eigener Bedürfnisse zu überwinden (Fink 1996).

Die Familie ist nicht immer selbstverständlich der Ort, wo Kommunikation über Sexualität in ausreichendem Maß möglich ist. Toleranz der Eltern muss noch nicht heißen, dass sie ihren Kindern AnsprechpartnerInnen für Fragen der Sexualität sein können. (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994) In österreichischen Schulen ist Sexualerziehung kein Unterrichtsgegenstand, sondern Unterrichtsprinzip, abhängig von den schulischen Rahmenbedingungen und dem Engagement der einzelnen Lehrkräfte (Fink 1997). Wiewohl Jugendlichen die Schule als Instanz der Sexuaufklärung gilt, ist ihre diesbezügliche Zufriedenheit gering: Sexualerziehung in der Schule „kommt zu spät, wird zu wenig gemacht, behandelt vor allem die biologische Seite der Sexualität, geht zu wenig auf persönliche Probleme der Schüler ein, vermittelt ein eher negatives Bild der Sexualität“ (Dür 1993).

Sexualberatungsstellen werden vor allem von Mädchen aufgesucht. Burschen brauchen offensichtlich ein niederschwelligeres Angebot. Die Telefonhotline HERZKLOPFEN hat demgemäß entgegen der Tendenz, dass Frauen eher Unterstützungsangebote in Anspruch nehmen, mehr männliche Anrufer (Geyerhofer 1994). Da Mädchen und Frauen bei der Durchsetzung ihrer emotionalen und sexuellen Bedürfnisse auf die Bereitschaft ihrer Partner angewiesen sind und Ziel nur die partnerschaftliche Übernahme der Verantwortung sein kann, ist die Einbindung und Unterstützung der Burschen und Männer für Frauen ebenso von großer Bedeutung.

HERZKLOPFEN ist die Telefonberatung für junge Leute der Österreichischen Gesellschaft für Familienplanung. Samstags von 14.00 bis 18.00 Uhr stehen ÄrztInnen, SozialarbeiterInnen und PsychologInnen als wahlweise weibliche oder männliche AnsprechpartnerInnen für anonyme und vertrauliche Beratung am Telefon zur Verfügung, aus ganz Österreich zum Ortstarif (Tel: 0660/ 8851)

Die Gesellschaft für Familienplanung bietet darüber hinaus in den Räumlichkeiten der Jugendzeitschrift "Rennbahnexpress" persönliche und medizinische Beratung an, jeden ersten Dienstag im Monat für "girls only" und jeden ersten Donnerstag im Monat für "boys only"; jeweils 15.00 bis 17.00 Uhr.

Eine Erhebung zu Beginn der 90er Jahre ergab, dass gynäkologische Untersuchungen von fast der Hälfte der Mädchen und jungen Frauen als äußerst unangenehm erlebt werden, sogar mit Angst verbunden sind (Grin et al. 1993). Aus diesem Grund wurde 1992 First Love als Spezialambulanz für Teenager in der gynäkologischen Abteilung der Krankenanstalt Rudolfstiftung gegründet. Zentraler Ansatz ist, Mädchen anonym, kostenlos und ohne Voranmeldung in einem geschützten Raum mit ausreichend Zeit für Beratungsgespräche die Möglichkeit einer ersten gynäkologischen Untersuchung und eines unbürokratischen Zugangs zu Verhütungsmitteln zu bieten. Die Mädchen erfahren über die medizinische Betreuung hinaus Unterstützung durch PsychologInnen. Bis 1998 wurden etwa 5.000 Mädchen betreut, über die Hälfte davon im Alter von 15 bis 17 Jahren. (Neudecker et al. 1997)

EMPFÄNGNISVERHÜTUNG

Empfängnisverhütung scheint immer noch Frauensache zu sein. Mädchen sind vom Risiko ungewollter Schwangerschaften unmittelbar betroffen und sich dadurch auch ihrer Verantwortung stärker bewusst. Burschen überlassen Verhütung ebenso wie HIV-Schutz immer noch gerne den Mädchen (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994). Drei Viertel der Jugendlichen mit sexuellen Erfahrungen treffen in der Regel eigene Maßnahmen zur Verhütung, die restlichen verzichten gänzlich darauf oder gehen davon aus, dass die Partnerin/der Partner Vorsorge trifft. Besonders die Mädchen achten auf Empfängnischutz, während fast ein Viertel der Burschen nie selbst verhütet. Jugendliche aus bildungsfernen Milieus verhüten dabei deutlich seltener. Beliebteste Kontrazeptiva sind Pille und Kondom, wobei mit zunehmendem Alter mehr auf die Pille zurückgegriffen wird. Dieser Trend ist vor allem hinsichtlich der Aids-Prävention bedenklich. (Pelikan/Dür et al.1990)

Man kann davon ausgehen, dass das Ausmaß des theoretischen Wissens über Möglichkeiten der Empfängnisverhütung ausreichend ist. Die Schwierigkeit scheint eher in der konsequenten Umsetzung in der Praxis zu liegen, wobei Ängste und Unsicherheiten entscheidend zu einem gewissen Risikoverhalten beitragen (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994). Haben Jugendliche gelernt, in Eigenverantwortung und Selbstbewusstsein auf ihre Wünsche und Bedürfnisse zu achten und diese entsprechend zu vermitteln, werden auch Schutzmaßnahmen getroffen. Untersuchungsergebnisse weisen einen deutlichen Zusammenhang zwischen sexueller Kommunikation(sfähigkeit) und Verhütung nach (Dür 1993). Die psychisch-soziale Komplexität von Partnerschaft und Sexualität macht eine Sexualerziehung notwendig, die viel mehr ist als die Vermittlung theoretisch-technischer Kenntnisse.

HOMOSEXUALITÄT

Menschliche Sexualität äußert sich in vielfältigen Ausdrucksformen. Allerdings werden diese gesellschaftlich unterschiedlich gewertet. Heterosexualität gilt häufig als Normalität, als einzig gültige Lebensform, von der ausgehend andere sexuelle Lebensweisen als „abweichend“ betrachtet werden. Vorurteile, Ängste und Feindseligkeiten gegenüber Homosexualität haben dabei jedoch vor allem jene Menschen, die sich nicht wirklich mit dem Thema auseinandersetzen. Homophobie liegt in der Angst vor dem eigenen Geschlecht und der Abwehrhaltung vor Verunsicherungen in der eigenen Männer- oder Frauenrolle begründet (Brucker et al.1993).

Homosexuelle Menschen sind immer noch Diskriminierungen unterschiedlichster Art ausgesetzt. Lesbische Frauen sind darüber hinaus in unserer Gesellschaft noch weniger integriert als schwule Männer. Homosexualität wird oft mit Schwulsein gleichgesetzt, und schwule Subkultur konnte in ihrer exaltierten und schrillen Ausprägung bis zu einem gewissen Grad im Lifestyle-Mainstream Toleranz erlangen – auch wenn dieses Bild meist wenig mit der tatsächlichen Lebensrealität vieler schwuler Männer zu tun hat, wie eine befragte Mitarbeiterin von Rosa-Lila-Tip betonte.

Lesbische Frauen sind hingegen immer noch weitgehend unsichtbar. In einem gesellschaftlichen Umfeld, das die Frauenrolle in erster Linie über ihre Bezogenheit auf den Mann und die Familie definiert, wird lesbische Identität verharmlost, abgewertet oder angefeindet. „Für Frauen“ wird oft als „gegen Männer“ aufgefasst. Innerhalb der homosexuellen Bewegung konnten sich Lesben ebenfalls noch nicht genug behaupten. Die gesamtgesellschaftliche Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern spiegelt sich auch hier wider.

Die Identitätsbildung lesbischer Mädchen in der Adoleszenz, generell eine schwierige Entwicklungsphase, ist geprägt vom Erleben und der Position des „Anders-Sein“. In der gängigen Vorstellung, dass es sich bloß um eine vorübergehende Phase handle, bis der „Richtige“ komme, werden sie meist nicht ernst genommen, was für sie eine große Belastung darstellt. Eltern können oft nur sehr schwer damit umgehen, und besonders schwierig ist es für lesbische Mädchen in der Schule. Im Prozess des Coming-out, der Selbsterkenntnis und Selbstakzeptanz, der Mitteilung und Öffnung nach außen sowie der Entwicklung einer lesbischen Identität brauchen die Mädchen aber Unterstützung bei der Suche nach lebendigen Alternativen, Identifikationsmöglichkeiten und vorurteilsfreie Räume, wo sie sich unbeschwert und selbstverständlich bewegen können, und wo sie einen positiven Bezugsrahmen finden. (Trampenau 1989) Jugendarbeit, deren Ziel die Förderung von Jugendlichen in ihren vielfältigen Persönlichkeiten ist, muss auch „andere“ Formen von Lebensgestaltung und sexueller Orientierung thematisieren und integrieren.

Wenn Mädchen darüber hinaus lernen, ihre Wünsche und Bedürfnisse wahrzunehmen und zu artikulieren, sich selbst ernst nehmen können, dann fällt auch ein lesbisches Coming-out leichter (Trampenau 1989). Der integrative Ansatz einer solchen „Lebensweisenpädagogik“ als Thematisierung und Auseinandersetzung mit der Vielfalt an Lebensweisen ist eine Chance, die eigene Lebensform zu reflektieren und „andere“ Lebensorientierungen zu akzeptieren (Brucker et al. 1993). Sexuelle Orientierung und alternative Lebensgestaltungen müssen deswegen, so eine Mitarbeiterin von Rosa-Lila-Tip, auch Thema der Aus- und Weiterbildung von PädagogInnen sein, damit diese Jugendliche entsprechend unterstützen können.

Die Rosa Lila Villa – Rosa Lila Tip ist ein Beratungs-, Bildungs-, Kultur- und Kommunikationszentrum von und für homosexuelle Frauen und Männer. Das Angebot umfasst telefonische/persönliche Beratung sowie Information zum Thema Homosexualität und offene/geschlossene Gruppen von homo- und bisexuellen Frauen und Männern. Neben der Beratung zu Fragen und Schwierigkeiten, die im Zusammenhang mit Liebe und Sexualität zu einem/r gleichgeschlechtlichen PartnerIn auftreten, bietet der Rosa Lila Tip auch Freizeittips, Unterstützung beim Coming-out sowie eine Elterngruppe, wo Angehörige über ihre Ängste und Probleme reden können.

Auch die Hosi (Homosexuelle Initiative Wien) bietet telefonische und persönliche Beratung, Arbeitsgruppen sowie Informationsmaterial für Interessierte und Ratsuchende.

Interessierte haben auch bei Stichwort. Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung die Möglichkeit, sich mit Hilfe einer umfangreichen Literatur- und Materialsammlung zu informieren.

SCHWANGERSCHAFT IN DER ADOLESCENZ

Die biologische Möglichkeit der Schwangerschaft ist bei jungen Mädchen prinzipiell schon sehr früh gegeben. Mutterschaft jedoch bedeutet immense psychische und soziale Anforderungen für Mädchen in der Adoleszenz, die selbst noch im Erwachsen- und Frauwerden begriffen sind.

Es scheint plausibel, bei Teenagerschwangerschaften – unabhängig von der Entscheidung für oder gegen ein Austragen – von ungewollten Schwangerschaften zu sprechen. Die Diskrepanz zwischen dem Wissen um die „technischen“ Möglichkeiten der Empfängnisverhütung einerseits und ihrer teilweise inkonsequenten, fehlenden oder falschen Anwendung andererseits weist darauf hin, dass im komplexen Spannungsfeld von Sexualität und Partnerschaft Kontrazeption nicht ausschließlich eine rationale Frage ist. Bereits zu Beginn der 80er Jahre konnte von einem ausreichenden Informationsstand diesbezüglich ausgegangen werden (Wimmer-Puchinger 1982). Gerade für Jugendliche sind jedoch Unsicherheiten und Ängste Barrieren gegen einen selbstverständlichen und bewussten Umgang mit Sexualität und ihren Folgen. Erfolgreiche Verhütung setzt gute Kenntnisse über den eigenen Körper und ein sicheres Umgehen damit voraus. Kontrazeption bedeutet aktives Handeln, wobei die Beschaffung von Verhütungsmitteln mit der Überwindung von Hemmschwellen verbunden ist. Einmal mehr zeigt sich die Bedeutung einer Sexualerziehung, die über die Vermittlung von „technischem“ Wissen hinaus der Komplexität von weiblicher Identität und Sexualität gerecht wird.

Schwangerschaftsabbruch ist in Österreich nicht registrierungspflichtig, weshalb zu diesem Thema kaum statistisches Material verfügbar ist. Die tatsächliche Zahl ist schwer abzuschätzen, da der Eingriff auch in Privatpraxen durchgeführt werden kann. Laut Auskunft einer Mitarbeiterin des Ambulatoriums am Fleischmarkt liegt der Anteil von Jugendlichen bei ca. 5%, was in etwa der Situation in vergleichbaren europäischen Ländern entspricht.

Das Angebot von Einrichtungen, in denen Schwangerschaftsabbrüche vorgenommen werden, ist regional sehr ungleich verteilt. In Wien ist die Situation deutlich besser als in anderen Bundesländern.

Ein Abbruch bedeutet für Frauen immer eine Belastung. Wie die befragte Mitarbeiterin des Ambulatoriums am Fleischmarkt betont, stellt dies bei jungen Mädchen ein einschneidendes Erlebnis in einer Zeit dar, in der sie in ihrer Persönlichkeit und weiblichen Identität noch nicht gefestigt sind. Die Bewältigung der mit der Situation verbundenen psychischen Konflikte erscheint hier umso schwieriger und kann den psychosozialen Prozess des Frauwerdens und die Entwicklung einer unbeschwerteten Sexualität beeinträchtigen. Ein adäquates Unterstützungsangebot ist daher unerlässlich.

Die wichtigsten Gründe für einen Abbruch sind einerseits der Wunsch, die Ausbildung nicht vorzeitig beenden zu müssen, und andererseits die Überzeugung, die Verantwortung für ein Kind noch nicht übernehmen zu können. Untersuchungen zeigen, dass man keinesfalls etwa von Leichtfertigkeit sprechen darf, sondern der Entscheidung zur Interruptio ein bewusster Entscheidungsprozess vorausgeht. (Nöstlinger 1988)

Diese Jugendlichen beweisen damit ein realistischeres Einschätzungsvermögen ihrer Situation als viele der jugendlichen Mütter, für die die These der „Symptombfunktion der Schwangerschaft“ (Göbel zit. nach Nöstlinger 1988) zutreffend erscheint. Jugendliche Schwangerschaft wird in der wissenschaftlichen Literatur vor allem als Konfliktlösungsversuch interpretiert, wonach Fehlleistungen in der Kontrazeption oder Versäumnisse bei der Entdeckung der Schwangerschaft (zu spätes Konsultieren eines Arztes/einer Ärztin) nicht bloß zufällig oder aus Unachtsamkeit heraus passieren, sondern in einem Zusammenhang mit der Situation der Frau zu sehen sind. Viele der jugendlichen Schwangeren befinden sich in einer ökonomisch und psychosozial ungünstigen Situation, sind oft arbeitslos oder ohne Ausbildung und stammen aus prekären Familienverhältnissen, die von emotionalen Defiziten oder Ablösungskonflikten geprägt sind („Kontextfaktoren der Perspektivlosigkeit“). Durch die Geburt eines Kindes erhoffen sie sich eine Verbesserung ihrer Situation, etwa das Erlangen von Autonomie oder emotionaler Geborgenheit. Bezeichnend für die psychosozialen Bedingungen adoleszenter Schwangerschaft ist weiters, dass die Realität der Schwangerschaft zu Beginn oft lange verdrängt wird, womit die Entscheidung zum Austragen praktisch erzwungen ist. (Nöstlinger 1988)

Tabelle 15: Jugendliche Mütter in Wien 1997

	Lebendgeborene		Totgeborene	altersspezifische Fruchtbarkeitsrate*
Alter in Jahren	unehelich	ehelich		Fruchtbarkeitsrate*
10 bis unter 15	6	–	–	0,18
15 bis unter 20	437	300	2	19,8

* Geburten von 1.000 Frauen der jeweiligen Altersgruppe

Quelle: Statistisches Amt der Stadt Wien und ÖSTAT-Bevölkerungsstatistik

Für jugendliche Mütter sind versäumte Bildungschancen nur sehr schwer nachzuholen. Ihre Partnerschaften sind aufgrund der hohen Belastungen instabiler, und es kommt häufig zu Trennungen. Die ökonomische Situation ist oft prekär. Generell wird von einem hohen Risiko zukünftiger beruflicher und familiärer Krisen ausgegangen (Nöstlinger 1988). Überaus wichtig für adoleszente Mütter ist die Einbindung in ein unterstützendes soziales Netz oder gegebenenfalls ein kompensatorisches öffentliches Angebot. Das Nachholen von beruflichen Bildungschancen ist nur bei einer effektiven Hilfe in der Kinderbetreuung, großem Engagement der jungen Frauen und günstigen örtlichen und ökonomischen Bedingungen zu bewältigen. (Janig 1994)

Die Betreuung jugendlicher Mütter muss dabei schon während der Schwangerschaft einsetzen, um auf die künftige Elternschaft vorzubereiten. Das Problemfeld ist in erster Linie ein psychosoziales, es muss aber in diesem Zusammenhang auch Beachtung finden, dass laut einer Untersuchung zur Inanspruchnahme der medizinischen Schwangerenvorsorge jene Frauen, die nie oder nur bis zu dreimal vor der Geburt einen Facharzt oder eine Fachärztin aufsuchen, häufig unter 20 Jahre alt sind (Wiener Frauengesundheitsbericht 1996).

AIDS

Lange Zeit galt Aids als eine „Risikogruppenkrankheit“ homo- und bisexueller Männer und Drogenabhängiger. Die Anzahl infizierter Heterosexueller und Nicht-Drogenabhängiger ist jedoch stark gestiegen, insbesondere bei Frauen, da diese sich bei heterosexuellen Kontakten leichter infizieren als Männer. Heterosexueller Kontakt ist für Frauen der häufigste Übertragungsweg, und weltweit wird das Virus am häufigsten von Mann zu Frau übertragen. In Österreich betrifft bereits über ein Drittel der Neuinfektionen Heterosexuelle, davon sind ca. zwei Drittel Frauen. Die Gruppe der heterosexuellen nichtdrogenabhängigen Frauen ist die am stärksten von Neuinfektionen betroffene Gruppe von Frauen (Aids-Statistik der Aids-Hilfe 1998). Ein beträchtlicher Teil der Erkrankten ist unter 30 Jahre alt. Bedenkt

man die lange Inkubationszeit (etwa zehn bis zwölf Jahre), muss man davon ausgehen, dass sich die meisten in ihrer Jugendzeit mit dem HI-Virus infiziert haben. Verstärkte Präventionsbemühungen müssen deswegen vor allem Frauen und Jugendlichen gelten.

Wien hat im Vergleich zu den anderen Bundesländern die mit Abstand meisten Aids-Erkrankungen zu verzeichnen. Da diagnostizierte HIV-Infektionen im Gegensatz zu Aids-Erkrankungen nicht meldepflichtig sind, gibt es hierzu keine genauen Daten, Schätzungen sprechen jedoch von 12.000 bis 16.000 Fällen, davon etwa 8.000 allein in Wien (Aids-Statistik der Aids-Hilfe 1998).

Tabelle 16 enthält die bis zum Stichtag des 22. September 1998 registrierten Aids-Erkrankungsfälle. Aufgrund der langen Inkubationszeit spiegelt diese Statistik die Situation von vor etwa zehn Jahren wider. Die derzeitigen besorgniserregenden Trends lassen sich hier noch nicht ablesen.

Eine speziell auf Jugendliche zugeschnittene Aids-Prävention ist aufgrund ihrer Betroffenheit unerlässlich. Hinzu kommt, dass in der Adoleszenz erste Erfahrungen mit Partnerschaft und Sexualität, möglicherweise auch mit Drogen, gemacht werden und sich hier Verhaltensmuster etablieren, die später oft schwer zu ändern sind (Fink 1996). Die Betroffenheit beginnt mit dem ersten Sexualkontakt, Präventionsprogramme müssen deshalb bereits bei Jugendlichen einsetzen, bevor sie sexuell aktiv werden.

Tabelle 16: Aids-Erkrankungen nach Alter zum Stichtag 22. 9. 1998

Alter	Wien				Österreich gesamt	
	Frauen		Männer		Frauen	Männer
	hetero- sexueller Kontakt	anderes	hetero- sexueller Kontakt	anderes	gesamt	gesamt
15 b. u. 20	0	0	0	8	3	17
20 b. u. 25	2	5	2	29	27	63
25 b. u. 30	11	27	4	111	97	232
30 b. u. 35	13	19	5	182	100	358
gesamt	42	80	32	766	348	1.505
gesamt	122		798		348	1.505
geschätzte HIV- Infektionen	8.000				12.000–16.000	

Quelle: Österreichische Aids-Statistik des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Gesundheit 1998

Sexuelles Verhalten und Betroffenheit bei Jugendlichen

Ohne jugendliches Sexualverhalten zu „pathologisieren“ (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994), muss man davon ausgehen, dass für Jugendliche spezifische Risiken bestehen. Der erste Geschlechtsverkehr „passiert“ meist ungeplant und ungeschützt. Jugendliche leben seltener in festen Beziehungen, die zudem von weit kürzerer Dauer sind. Sie haben häufiger sexuelle Kontakte ohne feste Partnerschaft, und öfter als bei Erwachsenen dürften Alkohol oder Drogen im Spiel sein, was die Wahrscheinlichkeit von Schutzmaßnahmen sinken lässt (Dür 1993). Pelikan/Dür et al. (1990) beschreiben jugendliche Sexualverhaltensmuster und kommen zu dem Ergebnis, dass für über ein Drittel der Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren ein HIV-Risiko angenommen werden muss, wenn auf Schutzmaßnahmen verzichtet wird (Pelikan/Dür et al. 1990). Dem stehen Befragungsergebnisse gegenüber, wonach nicht einmal die Hälfte der sexuell aktiven Jugendlichen Erfahrung mit Kondomen hat – wobei diese Erfahrung immer noch nicht gleichbedeutend mit einer konsequenten Verwendung ist (Fink 1996; Pelikan/Dür et al. 1990).

Informationsniveau und Präventionsverhalten

Der Wissensstand von Jugendlichen zum Thema Aids ist insgesamt als sehr hoch anzusehen, ist jedoch deutlich vom Bildungsniveau abhängig. Während SchülerInnen höherer Schulen gut informiert sind, verfügen HauptschülerInnen und Lehrlinge über bedeutend geringere Kenntnisse und tendieren zur

Unterschätzung des eigenen Risikos. Dem steht ihre vergleichsweise höchste sexuelle Aktivität bei gleichzeitig größter Ablehnung des Kondoms gegenüber. Zusammen mit dem höheren Infektionsrisiko bei Frauen ergibt sich daraus eine wichtige Zielgruppe: weibliche Lehrlinge. (Fink 1997) Demnach sind forcierte Bemühungen vonseiten der Berufs- und Fachschulen besonders zu empfehlen.

Trotz sehr verbreiteter Kenntnisse zu Aids gibt es immer noch Lücken. Der HIV-Test wird fälschlicherweise als Schutz vor Aids gewertet, das Wissen um dessen dreimonatiges „Diagnosefenster“ hat sich noch nicht ganz durchgesetzt. Die Meinung, dass die Vermeidung von sexuellen Kontakten mit Menschen, die man nicht gut kennt, vor Aids schütze, und die Vorstellung, HIV-Positiven könne man die Infektion ansehen, auch seien sie nur an bestimmten sozialen Orten anzutreffen, vermitteln ein gefährliches Sicherheitsgefühl. (Pelikan/Dür et al. 1990)

Relativ häufig sind Fehlinformationen im Bereich Test- und Behandlungsmöglichkeiten sowie ausgeschlossene Übertragungswege (Fink 1997). Zur realistischen Risikoeinschätzung und Festigung eines sachlich begründeten Sicherheitsgefühls zählt jedoch auch das Wissen um risikolose Situationen. Die weit verbreitete Meinung, dass sexuelle Treue vor einer HIV-Infektion schütze, ist – neben der prinzipiellen Brüchigkeit dieses Konzepts und dem völligen Angewiesensein auf das Verhalten des Partners/der Partnerin – vor allem hinsichtlich des für Teenager typischen Beziehungsmusters der „seriellen Monogamie“ bedenklich, bei dem das auch bei Jugendlichen vorherrschende Ideal der partnerschaftlichen Treue von der relativ raschen Abfolge von Beziehungen konterkariert wird (z. B. Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994).

Dem hohen Informationsniveau steht bei Jugendlichen ein mangelndes Bewusstsein von der persönlichen Betroffenheit gegenüber, was sich in einer bedenklichen Diskrepanz zwischen theoretischem Wissen und allgemeiner Sorge einerseits sowie subjektivem Sicherheitsgefühl und tatsächlichem Präventionsverhalten andererseits äußert. Es zeigt sich, dass das Wissen um Aids allein noch nicht zu den notwendigen Verhaltensänderungen und einem realitätsgerechten Umgang mit dem HIV-Risiko führt (Fink 1997).

Die besondere Betroffenheit von Mädchen und jungen Frauen

In Befragungen zum Thema Aids erweisen sich Mädchen durchgängig als engagierter, problembewusster und informierter als Burschen. Dies mag nicht zuletzt in dem Umstand begründet liegen, dass die Hauptverantwortung für partnerschaftliche Belange nach wie vor Frauen zugeschrieben wird. Sie sind aber auch ängstlicher und pessimistischer, im positiven Sinne vorsichtiger bei neuen Bekanntschaften. (Fink 1997)

Das HIV-Infektionsrisiko besteht für Frauen (neben dem Gebrauch benützter Injektionsnadeln) im wesentlichen beim heterosexuellen Kontakt. Dies stellt den häufigsten Übertragungsweg für Frauen dar, und Frauen infizieren sich auf diesem Weg leichter als Männer. Hierbei haben sie aber, wie eine Mitarbeiterin der AIDS-Hilfe herausstrich, nicht die volle Kontrolle über ihren eigenen Schutz, sprich über die Verwendung des Kondoms, sondern sind auf ihren Partner angewiesen. Dies kann selbstsichere Durchsetzungskraft erfordern, die vor allem Mädchen meist noch nicht aufzubringen gelernt haben. Noch weniger als Frauen haben junge Mädchen – im sexuellen Bereich besonders – die Sicherheit, eigene Wünsche und Bedürfnisse durchzusetzen. Hinzu kommen traditionelle Normen und Werte, die Mädchen fürchten lassen müssen, verächtlich gemacht zu werden und ins Gerede zu kommen, wenn sie Kondome bei sich haben und auch verwenden möchten. Zudem ist es für Mädchen schwieriger, soziale Akzeptanz ihrer sexuellen Aktivität zu finden – zum Beispiel seitens der Eltern – und in der Folge praktische Informationen und Unterstützung zu erhalten (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994).

Sexualität ist für Mädchen stark mit Emotionalität und Liebe verbunden (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994). Idealisierte romantische Vorstellungen von sexuellen Beziehungen wirken sich jedoch erwiesenermaßen negativ auf den Kondomgebrauch aus. Das Kondom als technisch-pragmatischer Aspekt steht dem Bild einer natürlichen und zärtlichen Sexualität entgegen (Dür/Haas 1991). Die Verwendung von Kondomen kann bei einer naiven Vorstellung von Vertrauen und Treue dann sogar als Misstrauen gewertet werden; oder Mädchen geben sexuellen Forderungen des Partners nach, weil sie fürchten, seine Zuwendung zu verlieren (Bertoluzza et al. 1996 in: Frauen und Aids).

Diese Einsichten müssen zu sensiblen geschlechtsspezifischen Präventionsansätzen führen. Mädchen haben andere Kommunikationsmechanismen und einen größeren Wunsch nach persönlichen Gesprächen. Rollenbilder und Gruppendruck spielen ebenfalls eine Rolle (Fink 1997). Die Warnung vor Aids, bei der implizit die Gefährlichkeit der Sexualität mitschwingt, trifft Mädchen in einer an sich schwierigen Lebensphase. Die einsetzenden Veränderungen des Körpers gehen nicht immer konfliktfrei vor sich. Die Konfrontation mit unrealen Schönheitsidealen und Werbung, die den weiblichen Körper in erster Linie als Problem der Hygiene darstellt, erschwert zusätzlich die Entwicklung eines positiven

Körpergefühls und sexueller Identität als Voraussetzung sicherer und befriedigender Sexualität. Aids-Aufklärung muss deswegen im Rahmen einer Sexualerziehung stattfinden, die die Entwicklung des Selbstwertgefühls, das Erkennen und Durchsetzen eigener Bedürfnisse und die Vermittlung von Eigenverantwortlichkeit ins Zentrum stellt (Bertoluzza et al. 1996). Dazu gehört auch das Überwinden von Sozialisationmustern, die für Frauen nach wie vor traditionelle Erziehungselemente wie Passivität und Zurückhaltung vorsehen. (Fink 1996)

Die Einsicht in die Notwendigkeit geschlechtsspezifischer Präventionsarbeit darf jedoch nicht dazu führen, die Verantwortung für den Schutz vor Aids allein den Frauen zu übertragen. Burschen und Männer müssen lernen, männliche Verhaltensmuster zu reflektieren und sich vom Bild folgenloser Sexualität zu verabschieden, das heißt Verantwortung zu übernehmen.

Aufklärung und Aids-Prävention bei Jugendlichen

Die einzige wirksame Gegenmaßnahme bei Aids ist Prävention, die auf der individuellen Verhaltensebene ansetzen muss. Als Motto – besonders vor dem Hintergrund, dass Aids immer noch vielen als „Randgruppenkrankheit“ gilt – wird dabei postuliert: Es gibt keine Risikogruppen, es gibt nur riskantes Verhalten. Ziel von Aids-Aufklärung ist ein erfülltes und sicheres Sexualeben, der Weg dahin führt über das Erlernen realistischer Risikoeinschätzung, Stärkung des Verantwortungsbewusstseins sich und anderen gegenüber sowie Verhaltensänderung in Richtung Safer Sex.

Das theoretische Wissen um Aids ist wichtig. Lücken im Informationsstand lassen diffuse Ängste entstehen, die sich auch in unzureichendem Schutzverhalten niederschlagen. Phantasiegeleitete Vorstellungen, die aufgrund von ungenügenden oder falschen Informationen zustande kommen, fördern die Assoziation von Sexualität mit Angst und Gefahr und können damit die Entwicklung erfüllender und angstfreier Sexualität hemmen (Fink 1997).

Alleine jedoch führt theoretisches Wissen noch nicht zu dem erwünschten präventiven Verhalten. HIV-Prävention ist in einem komplexen Spannungsfeld angesiedelt, in dem gerade Jugendliche erst Erfahrungen sammeln und Unsicherheiten überwinden müssen. Aids-Aufklärung sollte deshalb idealerweise im Rahmen der Sexualerziehung stattfinden, da HIV-Prävention nicht getrennt vom Thema Liebe und Sexualität behandelt werden kann. Erfolgreiche Präventionsbotschaften müssen dabei in einem offenen und angstfreien Rahmen ohne moralischen Druck die realen Lebensverhältnisse und Vorstellungen der Jugendlichen berücksichtigen, getragen von einer prinzipiellen Akzeptanz sozialer Lebensweisen auch außerhalb normativer Wertvorstellungen.

Um Verhaltensänderungen zu bewirken, muss subjektive Betroffenheit erreicht werden, um das oft anzutreffende trügerische Sicherheitsgefühl zu hinterfragen. Der Glaube an die eigene „Unverwundbarkeit“ ist bei Jugendlichen nach wie vor sehr stark. Aids-Aufklärung ist andererseits jedoch auch mit der Schwierigkeit verbunden, dass möglicherweise bereits bestehende Sexualängste verstärkt werden könnten, weshalb entsprechende Sensibilität wichtig ist. (Fink 1997)

Einzig wirksamer Schutz vor einer HIV-Infektion ist – neben sexueller Enthaltensamkeit – die konsequente Verwendung von Kondomen. Treue als Schutz entspricht den Idealvorstellungen vertrauensvoller monogamer Partnerschaft, Frauen und Mädchen haben jedoch bei einem größeren Infektionsrisiko weder Kontrolle über die tatsächliche Treue ihres Partners noch über die Verwendung eines Kondoms bei seinem eventuellen Seitensprung.

Die konsequente Verwendung von Kondomen setzt jedoch nicht nur technisch-praktisches Anwendungswissen voraus, das Jugendliche erst erwerben müssen, sondern ist an vielfältige Bedingungen geknüpft, die es zu berücksichtigen gilt. Die Einstellung zum Kondom ist insgesamt eher negativ: Es wird häufig für störend und das sexuelle Vergnügen beeinträchtigend gehalten. Diese Einstellung scheint jedoch stark von Vorurteilen geprägt zu sein. Wenn Jugendliche damit umzugehen gelernt haben, steigt die Einsicht, dass Kondome praktisch sind und man sich daran gewöhnen kann. Jugendliche, die sich über die praktische Verwendung gut informiert fühlen, verwenden sie auch signifikant häufiger (Pelikan/Dür et al. 1990). Praktisches Anwendungswissen und Gewöhnungseffekte etwa durch Möglichkeiten zum Üben oder Gespräche können Hemmungen abbauen helfen und in Verbindung mit einem positiven Image-Promoting von Kondomen und Erotisierung von Safer-Sex-Botschaften zur vermehrten Verwendung beitragen (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994).

Partnerschaftliche Kommunikation im Intimbereich begünstigt präventives Verhalten, also die Verwendung von Kondomen. Der Verständigung über sexuelle Bedürfnisse, Unsicherheiten und Wünsche steht jedoch eine große Sprachlosigkeit von Jugendlichen in puncto Sexualität gegenüber. Sexuelle Kommunikation kann und muss man jedoch lernen. Unter Einbeziehung geschlechtsspezifischer Aspekte gilt es dabei, Mädchen Selbstbehauptung und Burschen Verantwortungsgefühl zu vermitteln. Dies umso mehr, als

Verhütung und HIV-Prävention traditionellerweise den Frauen und Mädchen überlassen bleibt, diese jedoch darauf angewiesen sind, dass ihr Partner das Kondom verwendet (Nöstlinger/Wimmer-Puchinger 1994).

Die wichtigsten Informationsquellen zum Thema Aids sind für Jugendliche Broschüren, LehrerInnen und Aids-BeraterInnen, die an die Schulen kommen. Prinzipiell jedoch beziehen sie ihr Wissen aus einer Vielfalt von Informationsquellen (Zeitschriften, TV etc.), was einmal mehr für einen integrierten Präventionsansatz spricht. Eltern spielen nur eine sehr geringe Rolle (Dür 1993).

Für geschlechtsspezifische Ansätze in der Präventionsarbeit sind Untersuchungsergebnisse von Interesse, die zeigen, dass Mädchen kommunikationsfreudiger sind und eine dialogorientierte Aufklärung vorziehen, während Burschen anschauliche Informationen unterstützt durch technologieorientierte Medien bevorzugen (Fink 1997).

Tabelle 17: Veranstaltungen der Aids-Hilfe Wien im Bereich Jugendprävention im Jahr 1997

Schultyp	Veranstaltungen	Teilnehmende			
Hauptschulen	40	893			
Berufsschulen	18	333			
BHS	16	831			
AHS	39	693		Standort	Veranstaltungen
Universitäten	6	215		Wien	111
außerschulisch	36	4566		Niederösterreich	28
gesamt	155	7531		Burgenland	16

Quelle: Aids-Hilfe Wien, Präventionszentrum 1998

Die Aids-Hilfe Wien veranstaltet auf Einladung von Schulen Workshops mit BeraterInnen sowie auch Peer-education mit dafür ausgebildeten Jugendlichen. Bezeichnenderweise sind diese interessierten Jugendlichen großteils weiblich. Die Workshops werden für Mädchen und Burschen in getrennten Gruppen abgehalten. Mädchen wird dadurch ebenso wie Burschen ein geschützter Raum für sensible Fragen geboten.

Neben diesen speziell auf Jugendliche ausgerichteten Schwerpunkten umfasst das Betreuungsangebot der Aids-Hilfe Krisenintervention, Lebensbegleitung, geleitete Gesprächsgruppen und Selbsthilfegruppen. Einen wichtigen Teil der Arbeit im Bereich der Aids-Hilfe stellt auch jene in Workshops sowie die Gestaltung von Freizeitaktivitäten dar, z. B. Frauencafé, Ticketbörse, Positiventreffen, Fest u. v. m.

Der Schule kommt auch deshalb eine große Bedeutung zu, weil hier Jugendliche noch gut erreichbar sind. Auch die Jugendlichen selbst wünschen sich in der Mehrheit die Schule als Aufklärungsort. Auf Weisung des Ministeriums sind die SchulärztInnen für die Aids-Aufklärung im Schulbereich verantwortlich. Hilfestellung in Form von Vorgaben, auf welche Weise dies durchgeführt werden soll, gibt es jedoch keine.

ESS-STÖRUNGEN

In westlichen Industrieländern hat Essen durch die uneingeschränkte Verfügbarkeit von Nahrungsmitteln seine primäre Funktion des Hungerstillens verloren. Eine starke Konsum- und Genussorientierung einerseits sowie ein strenges Schönheitsideal andererseits, das in erster Linie mit Schlankheit verbunden ist, haben der Nahrungsaufnahme ihre Selbstverständlichkeit genommen. Das „Idealgewicht“ hat sich dabei immer weiter vom medizinisch vernünftigen Normalgewicht entfernt. Ein kontrolliertes Essverhalten

gilt deshalb bereits als normal, selbst wenn keine gesundheitliche Notwendigkeit dazu besteht. In unserer Gesellschaft werden Frauen besonders stark nach ihrem Aussehen beurteilt. Selbstbewusstsein und Unsicherheiten sind bei Frauen deshalb häufiger als bei Männern davon abhängig, ob sie sich selbst als attraktiv empfinden, weshalb sie dem Zwang, der von standardisierten Schönheitsidealen ausgeht, auch leichter unterliegen (Steiner-Adair 1992). Durch die verbreitete Vorstellung eines uneingeschränkt formbaren Körpers wird das Aussehen als Ergebnis individueller Anstrengung bzw. Nachlässigkeit beurteilt. Schlanksein wird deshalb auch gleichgesetzt mit Leistung und Erfolg.

Vor diesem Hintergrund scheint sich bei einer entsprechenden Persönlichkeitskonstitution der Übergang von kontrolliertem Essverhalten und Diätzyklen zu subklinischer Ernährungsweise und schließlich klinischen Ess-Störungen besonders leicht zu vollziehen. Nicht umsonst gilt Diät halten als „klassischer Einstieg“.

Klinische Ess-Störung meint vor allem die Magersucht (Anorexia Nervosa) und die Ess-Brech-Sucht (Bulimia Nervosa). Betroffen sind von dieser Form psychischer Erkrankung fast ausschließlich Frauen (Schätzungen sprechen übereinstimmend von etwa 95%). Hinsichtlich Betroffenheit, aber auch aufgrund des gesellschaftlichen und soziopsychologischen Hintergrunds liegt es nahe, von einer Frauenkrankheit zu sprechen. Betroffen sind in erster Linie Mädchen und junge Frauen. Die Adoleszenz bringt starke Veränderungen des Körpers wie der Persönlichkeit mit sich und ist mit vielen Konflikten verbunden. Die Zeit großer Unsicherheiten birgt meist eine besondere Anfälligkeit für außergeleitete Verhaltensmuster und Anpassungen. Die Suche nach Identität ist niemals einfach und kann überfordern. Bei Anorexia ist das Risiko der Erkrankung um das 14. und das 18. Lebensjahr am höchsten, bei Bulimie sind Erkrankungen um das 18. Lebensjahr am häufigsten. In seltenen Fällen sind Mädchen schon vor dem zehnten Lebensjahr betroffen. Generell tritt Magersucht eher bei Mädchen auf, während Bulimie eher bei jungen Frauen vorkommt. (Auskunft der Leiterin der Spezialambulanz für Eßstörungen der Wiener Universitätsklinik für Psychiatrie)

Zur Erklärung von Ess-Störungen werden unterschiedliche Ansätze herangezogen, darunter im wesentlichen psychoanalytische und sozialpsychologische, familiendynamische sowie soziokulturelle und gesellschaftliche, aber auch biologisch-genetische Erklärungen (Stahr et al. 1995). Jedenfalls kann man in keinem Fall von einem eindimensionalen Erklärungsmuster ausgehen, es spielen immer mehrere Faktoren zusammen. Ess-Störungen können verschiedene „Funktionen“ haben. Zugrundeliegend kann etwa eine extreme Anpassung an vorgegebene Schönheitsideale, begründet in einer tiefen Unsicherheit und möglicherweise verbunden mit einer ausgeprägten Leistungsorientierung und Selbstkontrolle sein; der selbstzerstörerische Widerstand einer sonst sehr braven und unauffälligen Tochter, oder die Anforderungen des Erwachsenwerdens, die den Wunsch des Kindbleibens aufkommen lassen. Während die Erkrankung vorwiegend auf intrapsychischen Problemen beruht, die meist auch im Familienverband begründet sind, begünstigt das soziokulturelle Umfeld der Gesellschaft diese besondere Ausprägung der Äußerung psychischer Konflikte. (Leiterin der Spezialambulanz für Eßstörungen der Wiener Universitätsklinik für Psychiatrie im Interview)

Die Situation in Wien

Die tatsächliche Häufigkeit von Ess-Störungen wurde von Rathner/Rainer (1997) auf der Grundlage von Behandlungszahlen geschätzt. Für Wien kamen sie dabei zu folgendem Ergebnis (Tabelle 18).

Tabelle 18: Geschätzte Häufigkeit von Ess-Störungen in Wien 1991

	Anzahl der Fälle
Anorexia nervosa (Magersucht) 15- bis 20-Jährige	391
Bulimia nervosa (Ess-Brechsucht) 20- bis 30-Jährige	1.347
Subklinische Ess-Störungen 15- bis 20-Jährige	695–851

Quelle: Rathner/Rainer 1997

Anorexia ist nicht in erster Linie ein Problem der Verbreitung, sondern vor allem der Bedrohlichkeit. Die

Sterblichkeit bei Anorexia ist immer noch sehr hoch. Die Zehn-Jahres-Mortalitätsrate bei magersüchtigen Mädchen liegt bei etwa 6%. Der Großteil der Betroffenen stirbt unmittelbar an der Erkrankung oder an Selbstmord. Bei Bulimie ist die Dunkelziffer wahrscheinlich höher, da die Erkrankung weniger augenscheinlich ist, die Betroffenen sich um Verheimlichung bemühen und nur ein sehr kleiner Teil in Behandlung kommt. (Auskunft der Leiterin der Spezialambulanz für Eßstörungen der Wiener Universitätsklinik für Psychiatrie) Der in der Literatur verbreiteten Annahme eines derzeitigen starken Anstiegs der Erkrankungen hält die befragte Expertin der Wiener Universitätsklinik entgegen, dass die Zahl jener, die in Therapie kommen, zunimmt, also die Bekanntheit steigt. Die Häufigkeit der Erkrankungen in den letzten Jahrzehnten dürfte jedoch relativ stabil geblieben sein. Unterschiede der Erkrankungshäufigkeit nach sozialen Schichten lassen sich nicht mehr feststellen. Während sich bei Anorexia auch keine auffälligen Abweichungen zwischen ländlichem und städtischem Raum feststellen lassen, kommt Bulimie in Städten häufiger vor (Rathner/Rainer 1997).

Behandlungsmöglichkeiten

Bei der Behandlung von Ess-Störungen ist die frühzeitige Erkennung wichtig. Dies ist vor allem deshalb schwierig, weil den betroffenen Mädchen und jungen Frauen sehr lange die Krankheitseinsicht fehlt. Zudem belegen Studien, dass auch diagnostische Fehleinschätzungen sowie verzögertes bis inadäquates Überweisungsverhalten durch die BehandlerInnen nicht selten sind. Ein wichtiger Ansatz ist hier die Aus- und Weiterbildung des betreffenden Umfelds (praktische ÄrztInnen, aber auch z. B. Lehrkräfte) sowohl zum Erkennen als auch zur adäquaten Reaktion bei ersten Anzeichen einer Ess-Störung. (Rathner/Rainer 1997)

Die jugendlichen Betroffenen kommen meistens auf Bemühen der Eltern erstmals in Behandlung, für den erfolgreichen Therapieverlauf ist jedoch die Krankheitseinsicht und Motivation der Patientinnen unabdingbare Voraussetzung. Hier bedarf es eines sensiblen therapeutischen Zugangs, um die Aufnahme der Behandlung überhaupt erst zu ermöglichen. Die Information und Weiterbildung von ÄrztInnen und TherapeutInnen zum Erkennen und optimalen Behandeln von Patientinnen mit Ess-Störungen, aber auch die Weiterentwicklung und der Ausbau des Therapieangebotes sind wichtig zur Sicherung eines optimalen Behandlungsangebotes.

In Wien steht (neben dem niedergelassenen Fachpersonal) folgendes Betreuungs- und Behandlungsangebot zur Verfügung (Tabelle 19):

Tabelle 19: Betreuungsangebot und Behandlungszahlen für Ess-Störungen in Wien 1995

		stat.	amb.	weibl.	männl
Universitätsklinik f. Psychiatrie (AKH)	Erstkontakte	k. A.	340	253	87
Psychosomatische Station	Behandlungen	39*	25*	62*	2*
Universitätsklinik für Neuropsychiatrie des Kindes- und Jugendalters (AKH)	Behandlungen	40*	60*	95*	5*
Wilhelminenspital, Interne Kinder- abteilung mit Psychosomatik	Behandlungen	19	15	33	1
Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern, Psychosomatikabteilung	Erstkontakte	(20 Betten)	374	278	96
So What-Beratungsstelle	Telefonkontakt	0	287	k. A.	k. A.
	Erstgespräche	0	193	k. A.	k. A.
F.E.M. (Ignaz-Semmelweis-Frauenklinik)	Gruppentherapien	0	13	13	0

* 1994 und 1995

nicht enthalten sind in dieser Tabelle Frauen und Männer, die aufgrund von Ess-Störungen niedergelassenes Fachpersonal kontaktierten.

Quelle: Wiener Frauengesundheitsbericht 1996

Selbsthilfegruppen können Mädchen und Frauen, die an Ess-Störungen leiden, Unterstützung und

Rückhalt geben. Set.point zum Beispiel ist eine offene Gruppe ohne Anmeldung, in der neben dem Austausch unter der Begleitung von ehemalig Betroffenen Informationen und Unterstützung zur Therapiewahl geboten werden.

Set.Point. Frauen-Selbsthilfe-Gruppe zum Thema Ess-Störungen

Ort: Seitenstettengasse 5/7, 1010 Wien

Zeit: sonntags von 20.00 bis 22.00 Uhr

Informationen unter der Telephonnummer (01)36 75 678 oder (01)544 92 18

Im Rahmen des Wiener Gesundheitsprogrammes wird auf Initiative der Wiener Frauengesundheitsbeauftragten seit November 1998 die groß angelegte Kampagne zur Information und Prävention zu Ess-Störungen durchgeführt. Schwerpunkte dieser Aufklärungskampagne sind:

- ◆ Infohotline zum Nulltarif 0800 20 11 20
- ◆ Informationsfolder und Plakate
- ◆ Aktionstage für Schulen, ÄrztInnen, PsychotherapeutInnen

Der Verein Netzwerk Ess-Störungen in Innsbruck gibt jährlich eine Literaturliste zum Thema heraus (Tel.: 0 512/57 60 26).

Therapieangebote für Esskranke gibt es in Wien sowohl ambulant als auch stationär. International übliche Tageskliniken sind bislang noch nicht verfügbar. Der Vorteil solcher Einrichtungen liegt in der intensiven therapeutischen Betreuung ohne stationäre Aufnahme, die außer in jenen Fällen, in denen eine organische Gefährdung besteht, nicht erforderlich ist. Auch Wohnheime oder betreute Wohngemeinschaften für Mädchen mit Ess-Störungen, ein Angebot, das in Innsbruck bereits besteht, gibt es hier nicht. Durch die Krankheit wird die Familiensituation – meist zusätzlich – sehr belastet, die vorübergehende Trennung der Betroffenen könnte in bestimmten Fällen eine Entlastung bedeuten. (Leiterin der Spezialambulanz für Eßstörungen der Wiener Universitätsklinik für Psychiatrie im Interview)

Prävention

Die Information und Aufklärung von Jugendlichen zum Thema Ess-Störungen, die die kritische Auseinandersetzung mit den medial vermittelten Schönheitsidealen fördert, mag wichtig erscheinen, muss aber auch als ambivalent betrachtet werden. Zwar wird dadurch das Wissen um die Gefahren und Risiken erhöht, was aber nicht immer unbedingt zu Reflexion und Verhaltensänderung führen muss, sondern im Gegenteil auch Anreizwirkung haben könnte, wie die befragte Expertin der Wiener Universitätsklinik befürchtet.

Schönheitsideale entstehen im gesellschaftlichen Kontext und werden über Medien transportiert. Der prägenden Wirkung kann sich kaum jemand entziehen. Besonders bei Unsicherheit oder einem schwachen Selbstwertgefühl kann es dann zur extremen Überanpassung an irrwitzige Schlankheitsideale kommen. Wichtig bei der Prävention, die auf individueller Ebene ansetzt, ist deshalb Mädchenarbeit, die die Stärkung des Selbstwertgefühls, die Förderung eines guten Verhältnisses zum eigenen Körper und die Vermittlung von Selbstsicherheit in den Vordergrund stellt.

SUCHTMITTELKONSUM

Gesellschaftlicher Hintergrund und Erklärungsmuster

Sucht ist ein gesellschaftliches Phänomen. Jede Zeit, jede Kultur hat ihre Drogen. Manche Suchtmittel sind „gesellschaftsfähig“, andere sind illegal. Ihr Konsum ist jedoch eine Realität, mit der wir umgehen

(lernen) müssen.

Drogenkonsum gilt als jugendtypisches Verhalten, Jugendliche als besonders gefährdet. Oft wird auf die Pubertätsproblematik verwiesen: Selbsterfahrung, Austesten von Grenzen, Versuche des Ausbruchs aus einengenden Lebenswelten. Jugendlicher Drogenkonsum ist vor allem ein „passageres Phänomen“, die Mehrheit der KonsumentInnen beendet die mehr oder weniger lang dauernde Experimentierphase wieder (Gantner 1997). Deshalb muss auch zwischen Ausprobieren und problematischem Drogenkonsum unterschieden werden. Quantitativ stellen Jugendliche hinsichtlich keiner der in Österreich gebräuchlichen Drogenarten die größte Problemgruppe dar; der problematische Drogenkonsum verschiebt sich in andere Altersgruppen (Eisenbach-Stangl 1996). Umso mehr jedoch muss man fragen, was Jugendliche süchtig werden lässt.

Vor allem in der Jugendkultur erfahren Rauschmittel eine symbolische Aufladung. Jeder Musikstil, jede Szene hat ihre Drogen. Ob und wie stark Jugendliche Drogen ausprobieren und schließlich auch konsumieren, hängt von ihrer Nähe zu einer Szene und vom dort herrschenden Gruppendruck ab, nicht zuletzt jedoch davon, ob sie hier persönliche Defizite auszugleichen versuchen (Großegger 1996). Bei Suchtvorbeugung muss man deshalb auf die verschiedenen jugendkulturellen Symbolwelten Bezug nehmen. Die Gefahren des Kontakts mit Drogen und des Ausprobierens liegen darin, dass manche Jugendliche aus Gründen ihrer psychosozialen Entwicklung keinen „normalen“ jugendkulturadäquaten Umgang mit Drogen entwickeln können und stattdessen psychische und körperliche Abhängigkeiten entstehen (Springer 1996). Nimmt man zur Kenntnis, dass es wohl nie eine drogenfreie Gesellschaft geben wird, müssen Präventionsbemühungen vor allem auf die Verringerung der Bereitschaft zu riskantem Missbrauchverhalten abzielen.

In der Wiener Suchtmittelstudie 1995 wurde versucht, Faktoren für die Gefährdung von Jugendlichen zum riskanten Suchtmittelkonsum zu bestimmen. Es zeigte sich, dass klassische Merkmale zur Definition von Risikogruppen wie Geschlecht, Alter, Bildungsniveau und soziale Schicht nur wenig zur Erklärung beitragen können. Dem Ergebnis der Studie zufolge sind vor allem jene Jugendlichen von der Abhängigkeit besonders gefährdet,

- ◆ „die in ihrer Kindheit einschneidende Krisen oder schwere familiäre Konflikte erlebten,
- ◆ deren Eltern selbst Konsumenten des Suchtmittels sind,
- ◆ in deren Freundeskreis sich Konsumenten des Suchtmittels befinden oder deren Freunde zumindest eine positive Einstellung gegenüber dem Suchtmittel haben,
- ◆ die wenig oder gar nicht über das Schädigungspotential des Suchtmittels informiert sind und/oder
- ◆ die eine geringe Risikosensibilität gegenüber Suchtmittel aufweisen bzw. die Gefährlichkeit des Suchtmittels relativieren.

Darüber hinaus wird die These aufgestellt, dass es bei gegebener Prädisposition vor allem vom Vorbild der Eltern und/oder der Freundesgruppe (Peer-group) abhängt, für welches konkrete Suchtmittel sich ein Jugendlicher entscheidet. (IFES 1996b)

Vorbildwirkung und Modell-Lernen durch Eltern und Freundeskreis spielen eine zentrale Rolle.

Jugendliche wachsen in eine „Drogenkultur“ als funktionierende soziale Struktur hinein und erfahren eine „Drogensozialisation“. Suchtmittel sind von ihrer Konsumkultur nicht zu trennen. Konsum bedeutet jedoch noch nicht automatisch Sucht, sondern erst dann, wenn es nicht gelingt, risikoarme Gebrauchsmuster zu entwickeln (Wieland zitiert nach ÖJ 1997). Primäre Suchtvorbeugung muss deshalb den sozialen Kontext immer mit einbeziehen und Bewusstsein wie Verhaltensmuster in Bezug auf Alltagssuchtmittel entwickeln helfen.

Darüber hinaus stellen Informiertheit und Risikosensibilität wichtige Faktoren für die Erklärung von Suchtmittelkonsum dar. Bei Alkohol und Psychopharmaka lässt sich ein positiver Zusammenhang zwischen Wissen um das Schädigungspotential einerseits und Risikowahrnehmung bzw. Konsumgewohnheiten andererseits feststellen. Bei illegalen Substanzen scheint das reine Wissen um die Gefährlichkeit jedoch kaum einen Effekt auf das Konsumverhalten zu haben; DrogenkonsumentInnen sind sogar besser über Wirkungen informiert. Entscheidend dürfte hier die geringere Risikosensibilität sein, das heißt die Neigung zur Relativierung der Gefährlichkeit von Drogen. Die Präventionswirkung reiner Informationskampagnen scheint deshalb eher zweifelhaft (IFES 1996a). Suchtmittelkonsum ist eben meist kein reflektiertes, rational gesteuertes Verhalten, wiewohl Informationen zur realen Risikobewertung der dämonisierten und deshalb faszinierenden Wirkung von Drogen einiges entgegensetzen könnten. Vor allem, da sich die Einstellungen von Jugendlichen zu Drogen im Spannungsfeld zwischen übertrieben angstbesetzten Vorstellungen (z. B. unentrinnbare Sucht bereits bei einmaligem Konsum) einerseits und verklärenden positiven Wirkungserwartungen andererseits bewegen (Springer et al. 1996).

Die Informationsstelle für Suchtprävention (ISP) der Stadt Wien ist eine Einrichtung der primären Suchtvorbeugung, das heißt sie setzt sich die Förderung und Erhaltung von Gesundheit zum Ziel, um so der Entstehung von Suchtproblemen entgegenzuwirken. Die ISP steht für alle an Suchtfragen interessierten Personen als Auskunftsstelle und Fortbildungseinrichtung zur Verfügung.

Das Angebot beinhaltet:

- ◆ Fachberatung und Schulung von MultiplikatorInnen (LehrerInnen, SchulärztInnen, KindergärtnerInnen)
- ◆ Weiterbildung von Fachleuten (SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen)
- ◆ Unterstützung von sowie Vernetzung mit präventiven Projekten und Initiativen (Elterninitiativen, Bezirksgruppen)
- ◆ Installierung eines Arbeitskreises für Präventionsfachleute (MitarbeiterInnen von Drogenberatungsstellen)
- ◆ Sammlung und Dokumentation von Präventionsprojekten, Diplomarbeiten, Dissertationen, Literatur, Medien
- ◆ Herausgabe von Informationsmaterial
- ◆ Organisation von Enqueten und Fachtagungen
- ◆ Erstellen eines ReferentInnenpools

Wirksame Suchtprävention sollte sowohl personenorientiert als auch strukturorientiert sein, das heißt einerseits die Stärkung der Persönlichkeit und der sozialen Kompetenzen und andererseits auch den Abbau Sucht begünstigender Strukturen in Systemen wie Schule, Familie oder Arbeitsplatz umfassen. Der Schwerpunkt der Arbeit der ISP liegt in erster Linie auf der Unterstützung von Personen und Einrichtungen, die im pädagogischen, psychosozialen und sozialmedizinischen Feld tätig sind.

Quantitative Abschätzung der Suchtmittelproblematik

Erhebungen zum Suchtmittelkonsum der Bevölkerung sind aufgrund des Themas prinzipiell schwierig. Die Polizeistatistik zum Drogenproblem spiegelt vor allem die polizeilichen Aktivitäten in diesem Bereich wider. Daten aus Befragungen stellen jedoch eine Basis dar, um die Größenordnung der Problematik abzuschätzen. Im folgenden werden die Ergebnisse der Wiener Suchtmittelstudie 1995 vorgestellt. Dieser Darstellung sei vorausgeschickt, dass der problematische Suchtmittelkonsum und die Zahl der Drogenabhängigen in den letzten Jahren zurückgegangen sein dürften (Eisenbach-Stangl 1996; Facts 1996). Wien hat die höchsten Werte bei der Konsumerfahrung mit illegalen Drogen zu verzeichnen (Bericht zur Drogensituation 1996).

Tabelle 20: Alkoholkonsum Wiener Jugendlicher (1995)

Alkoholkonsum	Anteil in %
täglich oder fast täglich drei oder mehr Standardgläser*	6
mehrmals pro Woche drei oder mehr Standardgläser	20
mehrmals pro Monat (überwiegend weniger als drei Standardgläser)	36
seltener	26
nie	12

Standardglas: ein halber Liter Bier/Most/Sturm oder ein Viertelliter Wein/Sekt oder ein Achtelliter Aperitif/Likör oder ein Sechzehntelliter Schnaps

Quelle: IFES Wien: Wiener Suchtmittelstudie 1995, Ergänzungsbericht
N = 607 Wiener Jugendliche zwischen 14 und 26 Jahren

Der Alkoholkonsum steht in engem Zusammenhang mit Geschlecht und Alter. Mädchen trinken im Durchschnitt seltener und weniger Alkohol als Burschen. Der Konsum nimmt mit dem Alter kontinuierlich zu

(IFES 1996a).

Tabelle 21: Nikotinkonsum Wiener Jugendlicher (1995)

Nikotinkonsum	Anteil in %
täglich mehr als 20 Zigaretten	12
täglich weniger als 20 Zigaretten oder nur gelegentlich	40
NichtraucherInnen	48

Quelle: IFES Wien: Wiener Suchtmittelstudie 1995, Ergänzungsbericht
N = 607 Wiener Jugendliche zwischen 14 und 26 Jahren

Hinsichtlich des Rauchverhaltens zeigen sich keine Unterschiede zwischen Mädchen und Burschen. Auch das Alter spielt keine wesentliche Rolle. Rauchgewohnheiten scheinen sich schon früh zu festigen. (IFES 1996a)

Rund 14% der Jugendlichen haben innerhalb des letzten halben Jahres vor dem Befragungszeitpunkt Psychopharmaka zu sich genommen. Am häufigsten werden Beruhigungsmittel konsumiert, Anregungsmittel kommen an zweiter Stelle. Den stärksten Einfluss auf den Umgang mit Psychopharmaka hat die Vorbildwirkung der Eltern. Auffälligerweise zeigen sich beim Medikamentenkonsum keine Unterschiede zwischen Mädchen und Burschen, während der Zusammenhang mit dem Geschlecht in der Gesamtbevölkerung eindeutig ist: Frauen konsumieren deutlich mehr Psychopharmaka als Männer (IFES 1996a). Eine österreichweite Studie unter SchülerInnen kam jedoch zum Ergebnis, dass Mädchen mehr Beruhigungsmittel zu sich nehmen, vor allem vor Prüfungen (Springer et al. 1996).

Tabelle 22: Drogenkonsum Wiener Jugendlicher (1995)

Konsum von Drogen und drogenähnlichen Medikamenten	Anteil in %
„ProbiererInnen“	20
Risikogruppe I (weiche oder synthetische Drogen)	14
Risikogruppe II (häufigerer Konsum harter Drogen)	4
gesamt: Anteil der Jugendlichen mit Drogenerfahrung	38

Quelle: IFES Wien: Wiener Suchtmittelstudie 1995, Ergänzungsbericht
N = 607 Wiener Jugendliche zwischen 14 und 26 Jahren

Die Wiener Suchtmittelstudie 1995 kommt zu dem Ergebnis, dass rund 38% der Wiener Jugendlichen zwischen 14 und 26 Jahren zumindest einmal Erfahrung mit Drogen oder drogenähnlichen Medikamenten, etwa Aufputzmitteln, gemacht haben. Beim Großteil (20% der Jugendlichen) blieb es beim Probieren, 14% konsumieren weiche oder synthetische Drogen (Haschisch/Marihuana, Ecstasy, LSD), und nur 4% konsumieren häufiger harte Drogen (Opiate, Kokain oder Medikamente, häufig in Verbindung mit Alkohol). Ein deutlicher Zusammenhang mit dem Geschlecht lässt sich nicht feststellen.

35% der Jugendlichen, die mit Drogen in Kontakt gekommen sind, haben ihren Konsum noch im Jugendalter wieder eingestellt (IFES 1996b).

Bei den Daten zur Drogenerfahrung ist darüber hinaus auch zu berücksichtigen, dass viele Jugendliche, die selbst keine Drogen genommen haben, über diesbezügliche Erfahrungen im Freundeskreis Bescheid wissen. Die Mehrzahl der Jugendlichen glaubt, sich ohne große Probleme legale und illegale Mittel besorgen zu können (Springer et al. 1996).

Geschlechtsspezifisches Konsumverhalten und Präventionsansätze

Wenn allgemein von einer zunehmenden Angleichung der Geschlechter auch beim Suchtmittelkonsum ausgegangen wird, so sind Alkoholmissbrauch und illegale Drogen tendenziell immer noch „Männersache“ und Psychopharmaka eine Domäne der Frauen. Bei Jugendlichen lässt sich die geschlechtsspezifische Ausprägung des Suchtverhaltens (außer beim Alkohol) jedoch (noch) nicht in dieser Deutlichkeit feststellen (Eisenbach-Stangl 1996).

Allerdings zeigen Erfahrungen im Therapiebereich, dass Frauen und Männer aus unterschiedlichen Gründen süchtig werden und Abhängigkeiten über andere Konsummuster entwickeln (Drobesch 1997). Der geschlechtsspezifische Ansatz geht davon aus, dass Mädchen und Burschen in ihren

unterschiedlichen Lebenssituationen mit unterschiedlich sozialisierten Kompetenzen verschiedene Bewältigungsstrategien entfalten. Suchtmittelkonsum kann hierbei bei Mädchen und Burschen unterschiedliche Formen annehmen und verschiedene Funktionen haben. Während für Burschen zum Beispiel starkes Trinken und Rauschzustände „Männlichkeitsbeweise“ sind, vermeiden Mädchen beim Alkoholkonsum eher Kontrollverlust (Wilser 1997). Drogenmissbrauch von Jugendlichen muss deshalb auch vor dem Hintergrund von unterschiedlichen geschlechtstypischen Entwicklungsaufgaben und Identitätsbildung in der Adoleszenz gesehen werden: „Aggressionsunterdrückung zählt gemäß einer immer noch greifenden geschlechtsspezifischen Sozialisation ausdrücklich zu den weiblichen ‘Tugenden’, was den typisch weiblichen Umgang mit aggressiven Gefühlen impliziert - sie werden nach innen, gegen sich selbst, gegen den eigenen Körper gerichtet.“ (Wilser 1997) Suchtverhalten muss daher besonders für Mädchen auch im Zusammenhang mit selbstzerstörerischem Konflikt- und Problemlöseverhalten gesehen werden.

Mädchenspezifische Suchtvorbeugung bedeutet demnach die „Integration von Aggression und Wut in die Persönlichkeit“, so dass statt nach innen gerichteter Bewältigungsstrategien extravertierte Ausdrucksformen zum Zug kommen können (Wilser 1997). Für Mädchen bedeutet dies zu lernen, die eigenen Fähigkeiten anzunehmen und einzusetzen, raumgreifender zu agieren. Es bedeutet, Aggressionen zuzulassen und sich mit von außen herangetragenen Anforderungen auseinander zu setzen, dabei klare Grenzen zu ziehen, einhergehend mit der Orientierung an eigenen Bedürfnissen und Sensibilität für den eigenen Körper: „Es geht immer um das Erlernen von Konfliktlösungs- und Kommunikationsstrategien, das Erlangen von Selbstwert sowie das Kennenlernen der eigenen Genuss- und Erlebnisfähigkeit.“ (Drobesh 1997)

Designer- bzw. Partydrogen

Seit Beginn der 90er Jahre ist ein sich verstärkender Trend zu so genannten Designer- oder Partydrogen (Ecstasy, Speed, LSD) zu beobachten. Damit entstand eine neue Zielgruppe für drogenpolitische Maßnahmen: unauffällige, sozial integrierte Jugendliche und junge Erwachsene, die vornehmlich auf Tanzveranstaltungen im jugendkulturellen Techno- oder Raverumfeld Designerdrogen konsumieren (Jahresbericht 1996/97 der Straßensozialarbeit Streetwork). Mit ihrer stimulierenden und leistungssteigernden Wirkung kommen Designerdrogen den gegenwärtigen gesellschaftlichen Idealvorstellungen – „gut drauf“, leistungsorientiert, dynamisch sein – entgegen. Vor dem Hintergrund des Booms von Lifestyle-Pharmaka, die mit der Vorstellung von chemischer „Machbarkeit“ und Steuerung von Körper wie Psyche verbunden sind, ist dies nicht weiter verwunderlich. Synthetische Drogen scheinen vor allem dem Konsumverhalten von Mädchen und Frauen entgegenzukommen. Sie können heimlich und unauffällig konsumiert werden, und vermitteln ähnlich wie beim Gebrauch von Medikamenten das Gefühl, der Gesundheit nicht zu schaden (Hurrelmann zitiert nach Butsch 1997). Die Neigung zu diesen Drogen könnte sich auch durch die spezielle Wirkung erklären lassen. Die aggressionslose und harmonische Atmosphäre in der Raverszene sowie das Fehlen offener sexueller „Anmache“ wird nicht zuletzt der Wirkung von Ecstasy zugeschrieben (Gantner 1997). Ecstasy bewirkt prinzipiell keine körperliche oder psychische Abhängigkeit. Allerdings müssen psychosoziale Risikofaktoren einbezogen werden, wenn die synthetischen Mittel etwa zur Bewältigung bzw. Verdeckung von persönlichen Problemen genommen werden. Bedingt durch die neurophysiologische Wirkung von Ecstasy folgt der Euphorie depressive Verstimmung: „Schleichende depressive Entwicklungen sowie zunehmende Orientierungsprobleme und Sinnkrisen im Alltag werden hinter der Fassade des ‚Gut-drauf-sein-Wollens‘ versteckt und häufig nicht als Suchtprobleme wahrgenommen.“ (Gantner 1997)

Problematisch sind die synthetischen Drogen darüber hinaus vor allem deshalb, weil die KonsumentInnen nie wissen können, welche Substanzen sie tatsächlich zu sich nehmen. Durch Mischkonsum oder Überdosierung können drogeninduzierte Psychosen ausgelöst werden. Bei regelmäßiger Einnahme hoher Dosen ohne längere Pausen dazwischen werden schädigende Wirkungen auf das Nervensystem nicht ausgeschlossen (Gantner 1997).

ChEck iT! ist ein europaweit bisher einzigartiges wissenschaftliches Pilotprojekt auf dem drogenpolitisch neuen Feld der Designerdrogen. In einer Kooperation zwischen dem Verein Wiener Sozialprojekte, dem Klinischen Institut für medizinische und chemische Labordiagnostik des AKH Wien und der Drogenkoordination der Stadt Wien wurden 1997 und 1998 insgesamt sechs Veranstaltungen aufgesucht.

Ziel war es, Aufschlüsse über die Zusammensetzung und Menge der als Ecstasy verkauften Substanzen zu erhalten, Wissen über KonsumentInnen - ihre Konsummuster und Motive - zu erlangen und Wege zu finden, im Sinne der Primär- und Sekundärprävention mit KonsumentInnen in Kontakt zu treten. Neben der chemisch-toxologischen Vor-Ort-Analyse der Substanzen und einer Fragebogenerhebung unter den InteressentInnen wurden Informations- und Beratungsgespräche durchgeführt. So konnte bei vielen Jugendlichen erstmals ein Problembewusstsein geweckt werden, unterstützt von den Ergebnissen der Laboranalysen, die ihnen zeigten, dass mit der Droge oft unwissentlich zusätzliche problematische Substanzen eingenommen werden.

Die Befragung im Rahmen von ChEck iT! erstreckte sich auf alle Interessierten, die nicht notwendigerweise DrogenkonsumentInnen waren. Ein überraschendes geschlechtsspezifisches Ergebnis der (noch nicht veröffentlichten) Studie ist, dass zwar 68% der befragten Männer gegenüber nur 51% der Frauen aktuell Geld für illegale Substanzen ausgeben, Frauen jedoch tendenziell mehr Geld für Drogen brauchen (Vorabauszug Kriener/Smekal/ Schmid 1999).

Die „harte“ Drogenszene und Beschaffungsprostitution

Seit Beginn der 90er Jahre lässt sich ein Trend zu Heroin als neuer Leitdroge der „harten“ Drogenszene feststellen. Die Zahl der Drogenabhängigen scheint in Wien allerdings nicht anzusteigen (David/Hacker zitiert in ÖJ 1996). Nach einer starken Zunahme von Überdosierungen mit tödlichem Ausgang sowie einem Anstieg der spezifischen Aids-Todesfälle Ende der 80er bis Mitte 90er Jahre geht die Zahl von Drogenopfern zurück. Vor allem die dramatische Entwicklung bei den Unter-19-Jährigen und den Unter-24-Jährigen im Zeitraum bis 1993 konnte aufgrund von Maßnahmen im sozialen und betreuerischen Bereich gestoppt werden und ist seit 1994 rückläufig (Bericht zur Drogensituation 1996; Hacker 1997).

Tabelle 23: Drogenopfer nach Geschlecht in Wien 1990–1991

Jahr	Anzahl der Drogenopfer	
	weiblich	männlich
1990	6	29
1991	7	45
1992	15	79
1993	15	89
1994	15	116
1995	26	106
1996	22	101
1997	19	73
1998*	13*	49*

Quelle: Büro des Drogenkoordinators der Stadt Wien (Bundespolizeidirektion Wien, Sicherheitsbüro)

*1998: Daten zum Stichtag 12. Oktober 1998; 1998 insgesamt 80 Fälle; davon 18 noch nicht nach Geschlecht erfasst

Jugendliche, die in Kontakt mit harten Drogen kommen, sind oft (noch) nicht abhängig, aber stark suchtgefährdet. Hier gilt es, die Sozialisation in der Drogenszene zu verhindern. Der Erstkonsum findet in der Regel in der Gruppe statt, oder Mädchen kommen über den bereits abhängigen Freund mit der Szene in Berührung. Mädchen und Frauen sind in der Heroinszene seltener zu finden, sie steigen jedoch in jüngerem Alter ein als Männer. Ihr Leben ist meist von weiteren Abhängigkeiten dominiert: Sie sind „verstrickt in Männerbeziehungen und/oder funktionalisierte Geschäftsbeziehungen zu Zuhältern und Freiern“ (Butsch 1997). In der Drogenarbeit spricht man von Ko-Abhängigkeit. Gewalterfahrungen zählen zum Alltag von Frauen in der Szene, und ein großer Teil von ihnen hat in der Kindheit sexuellen Missbrauch erlitten. (Mitarbeiterin des Vereins Wiener Sozialprojekte im Interview)

Es kommt immer wieder vor, dass Mädchen von Burschen oder Männern „mit Stoff versorgt“ werden; umgekehrt beschaffen Frauen für sich und den Freund Geld für Drogen durch Prostitution. Sex als Gegenleistung für Schlafplatz oder Drogen ist nicht unüblich, und die – meist illegale – Prostitution für Frauen oft die einzige (und häufigste) Möglichkeit, die Geldmittel für ihre Sucht aufzubringen. Das Leben

in der Illegalität durch Drogenabhängigkeit und Geheimprostitution stellt eine besondere Zwangssituation dar. Unter Beschaffungsdruck sind die Frauen erpressbar, Entzugserscheinungen bewirken Kontrollverlust. Maßnahmen zum Selbstschutz, vor allem vor Aids, lassen sich in dieser Lage schwer durchsetzen. Da ist es nur ein weiteres trauriges Phänomen, dass viele Freier bereit sind, für Verkehr ohne Kondom mehr zu zahlen. Gewalt seitens der Freier kommt immer wieder vor, aufgrund ihrer Illegalität schrecken die Frauen vor Anzeigen jedoch meist zurück. (Mitarbeiterin des Vereins Wiener Sozialprojekte im Interview)

Geschätzte zwei Drittel der drogenabhängigen Frauen dürften der Beschaffungsprostitution nachgehen. Sie sind seit 1996 eine besondere Zielgruppe von Streetwork, der aufsuchenden Drogensozialarbeit in Wien. 1997 kam es durch zwei Sozialarbeiterinnen zu 587 Kontakten mit rund 100 Klientinnen. Die meisten waren über 20 Jahre alt, vereinzelt wurden jedoch auch Mädchen unter 16 Jahren angetroffen. (Jahresbericht 1996/97 der Straßensozialarbeit Streetwork) Zwölf Kontakte gab es zu Unter-17-Jährigen, 73 Kontakte zu jungen Frauen im Alter von 17 bis 20 Jahren (Auskunft einer Mitarbeiterin des Vereins Wiener Sozialprojekte).

Die Bereitschaft zur Therapie ist speziell bei Jugendlichen meist noch gering. Die Problemwahrnehmung und der Leidensdruck durch starke körperliche Symptome sind in der ersten Zeit der Abhängigkeit noch nicht so groß, dass eine hochschwellige, weil stationäre Langzeittherapie in Kauf genommen wird. Niederschwellige Angebote sind für Jugendliche deshalb besonders wichtig. Drogensubkulturen ändern sich immer rascher, deshalb ist ein flexibles Reagieren wichtig. Gegenwärtige Ansätze wollen Freizeit- und Erlebnispädagogik in die Suchtvorbeugung und -therapie integrieren. (Mitarbeiterin der Kolping Drogenberatung im Interview)

In der Drogenarbeit ist ein geschlechtsspezifischer Zugang mittlerweile selbstverständlich. Die Drogenkoordination der Stadt Wien plant die Einrichtung eines Arbeitskreises ("Qualitätszirkel") zum Thema frauen- bzw. geschlechtsspezifischer Ansatz in der Drogenarbeit. Im neuen Wiener Drogenkonzept soll der geschlechtsspezifische Zugang verankert werden.

Der Verein Wiener Sozialprojekte bietet mit dem Ganslwirt und Streetwork niederschwellige Angebote für drogengefährdete und drogenabhängige Menschen. Der Ganslwirt umfasst ein Tageszentrum, eine Notschlafstelle sowie ein Ambulatorium und bietet psychosoziale und sozialmedizinische Beratung und Betreuung. Streetwork sucht Drogenabhängige und Drogengefährdete an den Szenepätzen auf und bietet Information, Begleitung, Krisenintervention, Schadensbegrenzung und Überlebenshilfe. Die Angebote sind anonym, freiwillig und kostenlos.

Beide Projekte haben frauenspezifische Angebote. Beim Frauencafé von Streetwork finden drogenabhängige Frauen einmal wöchentlich einen Ort für sich außerhalb der männlichen Szene. Beim Ganslwirt ist ein wöchentlicher Frauen-Jour Fixe eingerichtet.

Der Frauenanteil an den KlientInnen-Kontakten von Streetwork (bezogen auf die Zahl der Kontakte, nicht der Personen) beträgt 25%. Jugendliche bis zu 19 Jahren sind zu 15% vertreten, die Unter-14-Jährigen machen 0,2% der Kontakte aus. Die Frauen sind durchschnittlich jünger als die Männer. Bei knapp 27% aller Frauenkontakte war die Klientin nicht älter als 19 Jahre, bei den Männerkontakten waren es demgegenüber 11%. (Jahresbericht 1996/97 der Straßensozialarbeit)

MÄDCHEN DER ZWEITEN GENERATION

Zuwandererfamilien sind mittlerweile zu einem zahlenmäßig relevanten Teil der österreichischen, speziell der Wiener Gesellschaft geworden. So ist die Zahl der in Wien lebenden Personen mit nichtösterreichischer Staatsbürgerschaft zwischen 1991 und 1997 von 196.652 auf 282.494 angewachsen. Die meisten ZuwandererInnen stammen aus der Türkei oder Jugoslawien, ein hoher Anteil sind Kriegsflüchtlinge aus Ex-Jugoslawien. Zur Zeit leben etwa 45.800 ausländische Kinder und Jugendliche zwischen fünf und 20 Jahren in Wien, davon sind 22.000 Mädchen. (Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1997)

Tabelle 24: Altersgruppenstatistik für ausländische EinwohnerInnen mit Hauptwohnsitz Wien; Stand 31. 12. 1997

Altersgruppen	gesamt	davon Mädchen
5 bis unter 10 Jahre	16.271	7.904
10 bis unter 15 Jahre	14.534	6.958
15 bis unter 20 Jahre	15.004	7.139
gesamt 5- bis 20-Jährige	45.809	22.001

Quelle: MA 14-ADV/MA 62/Bevölkerungsevidenz

RECHTLICHE SITUATION^N

Mit dem In-Kraft-Treten des umfassend novellierten Fremdenengesetzes 1997, das ein stufenweises, von der Wohnsitzdauer abhängiges System der zunehmenden Aufenthaltsverfestigung eingeführt hat, hat der Bundesgesetzgeber erstmals der Tatsache Rechnung getragen, dass Integration die Absicherung des aufenthaltsrechtlichen Status voraussetzt. Aufenthaltsverfestigung bedeutet, dass auch eine finanzielle Notlage, Bezug von Sozialhilfe oder nicht gesicherte oder nicht ortsübliche Unterkunft keinen Grund darstellen, das Aufenthaltsrecht zu verweigern oder zu entziehen. Ein großer Teil der seit Jahrzehnten rechtmäßig ansässigen MigrantInnen wird von dieser aufenthaltsrechtlichen Verfestigung profitieren können.

Aufenthaltsrecht

Durch die umfassende Reform des Fremdenengesetzes konnte eine gewisse Verbesserung der aufenthaltsrechtlichen Situation von AusländerInnen erreicht werden. So beinhaltet das neue Gesetz ein einkommensunabhängiges Aufenthaltsrecht nach acht Jahren ständigem Aufenthalt (Aufenthaltsverfestigung). Zur Aufenthaltssicherung von ausländischen Arbeitskräften mit weniger als acht Jahren Aufenthalt trägt das Fremdenengesetz 1997 jedoch nur wenig bei: In den ersten fünf Jahren der Niederlassung führt mangelnde Sicherung des Lebensunterhalts; in den ersten acht Jahren eine annähernd durchgehende einjährige Arbeitslosigkeit zur Ausweisung. Im sechsten, siebten und achten Jahr darf eine Ausweisung wegen nicht gesichertem Lebensunterhalt nur dann nicht erfolgen, wenn die Behörde zur Auffassung kommt, die Person werde wieder in Beschäftigung kommen können (dies entspricht der Praxis bis Ende 1997 bei allen Drittstaatsangehörigen). In den ersten acht Jahren ist demnach nicht nur Unterhaltslosigkeit ein Ausweisungsgrund, sondern auch Nichtbeschäftigung. (Gächter 1998)

Sonderregelung für MigrantInnen, die in Österreich aufgewachsen sind

MigrantInnen, die in Österreich geboren und/oder aufgewachsen und überwiegend (das heißt mehr als die halbe Lebenszeit und die letzten drei Jahre) rechtmäßig in Österreich gelebt haben, sind auch bei Begehung von schweren Straftaten gegen aufenthaltsbeendende Maßnahmen geschützt; andere MigrantInnen nach einem mindestens zehnjährigen Aufenthalt nur, wenn vorliegende Straftaten eine gewisse Grenze nicht überschreiten.

Beschäftigungsrecht

Der restriktive ausländerbeschäftigungsrechtliche Rahmen, welcher den Zugang zu legaler unselbständiger Erwerbstätigkeit ermöglicht, blieb dagegen weitgehend unverändert. Ein Anspruch auf uneingeschränktem Zugang zum Arbeitsmarkt (Ausstellung eines Befreiungsscheines) besteht für ausländische Jugendliche nur dann,

- ◆ wenn sie das 19. Lebensjahr noch nicht vollendet haben,
 - ◆ wenn die halbe Lebenszeit in Österreich verbracht oder die Schulpflicht mindestens zur Hälfte in Österreich erfüllt und auch beendet wurde und
 - ◆ wenn ein Elternteil mindestens fünf Jahre rechtmäßig in Österreich gelebt hat.
- Hat der/die Jugendliche das 19. Lebensjahr bereits vollendet, so wird zusätzlich verlangt, dass er/sie sich innerhalb der letzten fünf Jahre zumindest zweieinhalb Jahre in Österreich aufgehalten hat. Treffen diese Voraussetzungen nicht zu, so muss der potentielle Arbeitgeber oder die potentielle Auftraggeberin der/des Jugendlichen eine Beschäftigungsbewilligung beantragen, die nur nach einer sehr genauen Prüfung durch das Arbeitsmarktservice erteilt wird. In einer besonders schwierigen Lage befinden sich Jugendliche, denen trotz mehrjährigen Aufenthalts in Österreich der Zugang zum Arbeitsmarkt verwehrt wird, weil sie die Kriterien der BHZÜV (Bundeshöchstzahlenüberziehungsverordnung) nicht erfüllen. Dies ist der Fall, wenn entweder
- ◆ kein Elternteil innerhalb der letzten fünf Jahre mindestens drei Jahre in Österreich gearbeitet hat bzw. kein Elternteil das Aufenthaltsrecht besitzt,
 - ◆ der/die Jugendliche nicht das gesamte letzte Jahr der Schulpflicht in Österreich absolviert hat oder
 - ◆ die den Zugang zum Arbeitsmarkt anstrebende Person älter als 19 Jahre ist, es sei denn die Überschreitung der Altersgrenze ist aufgrund einer schulischen oder universitären Ausbildung erfolgt.
- Die Rechte, die mit zunehmender Beschäftigungsdauer eingeräumt werden (dreistufiges System der Beschäftigungsberechtigungen: Beschäftigungsbewilligung, Arbeitserlaubnis und Befreiungsschein), gehen nach Zeiten längerer Arbeitslosigkeit wieder verloren, das heißt eine beschäftigungsrechtliche Verfestigung gibt es im Gegensatz zur aufenthaltsrechtlichen nicht.
- Für türkische Staatsangehörige gelten aufgrund eines Assoziationsabkommens der EU mit der Türkei Sonderregelungen: Ehegatten und Kinder türkischer Staatsangehöriger haben nach drei Jahren ordnungsgemäßen Wohnsitzes die Möglichkeit, eine Beschäftigungsbewilligung zu erhalten, nach fünfjährigem legalem Aufenthalt in Österreich genießen sie freien Zugang zum Arbeitsmarkt und erhalten einen Befreiungsschein.

Leistungen bei Arbeitslosigkeit

Im Zuge der Novellierung des Arbeitslosenversicherungsgesetzes wurde auch der Zugang zur Notstandshilfe umgestaltet. So kann nur der-/diejenige Notstandshilfe beziehen, der/die außer Arbeitslosigkeit, Arbeitswilligkeit, Arbeitsfähigkeit, Notlage und erschöpftem Arbeitslosengeldbezug eine der folgenden Bedingungen erfüllt (Gächter 1998):

- ◆ er/sie wurde in Österreich geboren,
- ◆ er/sie ist unter 25 Jahre alt und hat die halbe Schulpflicht und den Schulabschluss in Österreich absolviert,
- ◆ er/sie hat die halbe Lebenszeit rechtmäßig in Österreich zugebracht oder
- ◆ er/sie war in den letzten zehn Jahren vor Antragstellung auf Arbeitslosen- oder Karenzgeld acht Jahre versicherungspflichtig beschäftigt.

Eine Schlechterstellung gegenüber der früheren Regelung ergibt sich hier in stärkerem Ausmaß als bei jugendlichen MigrantInnen bei ihren Eltern, da die genannten Voraussetzungen von ihnen häufig nicht erbracht werden können.

Während jugendliche MigrantInnen und ihre Eltern nach der neuen Rechtslage im Rahmen der Aufenthaltsverfestigung gegen Aufenthaltsbeendigung aus Gründen sozialer Not also geschützt sind, bleiben sie dennoch unter Umständen ohne jegliche soziale Mindestabsicherung. Einerseits kann ihnen der Zugang zum Arbeitsmarkt versperrt sein, andererseits haben sie auf Leistungen aus der Sozialhilfe in Wien keinen Rechtsanspruch, und der Bezug von Leistungen im Rahmen des vom Gesetz eingeräumten Ermessensspielraums ist äußerst begrenzt. Eine ähnliche rechtliche Situation besteht im Bereich des Wiener Pflegegeld- und Behindertengesetzes.

LEBENSWELTEN AUSLÄNDISCHER MÄDCHEN

Wohnsituation

Die Mehrzahl der Zuwandererfamilien lebt in zumeist mangelhaft ausgestatteten, kleinen und auch teuren (Substandard-)Wohnungen. Diese weisen häufig fehlende sanitäre Ausstattung, zu wenig Licht, schlechte Isolierung und oftmals unzureichende Heizmöglichkeiten auf. Die durchschnittliche Wohnungsgröße

beträgt etwa 40m², wodurch der Wohnraum der Familien stark eingeschränkt ist (Pusch 1991).

Sozialisation

Der Großteil der Zuwanderinnen stammt aus dem ehemaligen Jugoslawien oder der Türkei. Jedoch bestehen im jeweiligen Land schon derart große kulturelle und religiöse Unterschiede, dass eine Vereinheitlichung als Türkinnen oder Ex-Jugoslawinnen unmöglich ist. Vielmehr hängen die Möglichkeit zur Integration sowie auch Restriktionen gegenüber Frauen bzw. Mädchen von den jeweiligen Strukturen und Werthaltungen innerhalb der Familie ab. Erfahrungsgemäß sind Familien aus ländlichen Gebieten traditioneller orientiert als solche aus urbanen Gebieten, wobei dies vor allem auf MigrantInnen aus der Türkei zutrifft. Aufgrund des Kriegszustandes in Ex-Jugoslawien sind verstärkt auch besser situierte Familien nach Österreich ausgewandert, deren Kinder sich die deutsche Sprache vergleichsweise schnell aneigneten, wodurch auch ihre Integration erleichtert wird. Nach Aussage von ExpertInnen des Wiener Integrationsfonds werden Jugendliche, die sich äußerlich nicht zu sehr von inländischen unterscheiden, sowohl am Arbeitsmarkt als auch in der Schule eher integriert.

Die folgenden Ausführungen können nur einen generellen Überblick über die Lebenslage ausländischer Mädchen in Wien geben. Vorweg sei betont, dass es sowohl ausländische weibliche Jugendliche gibt, die sehr gut in die österreichische Gesellschaft integriert sind und auch dementsprechend selbstbewusst auftreten, als auch solche, die aufgrund restriktiver Verhaltensregeln ihrer Eltern keinen Zugang finden. Die Primärsozialisation der Mädchen erfolgt in erster Linie in der Sprache und Kultur des Heimatlandes. Zu unterscheiden ist zwischen Kindern und Jugendlichen, die in ihrem Herkunftsland geboren und eingeschult wurden, solchen, die kurz vor oder nach Schuleintritt in das Aufnahmeland migrierten, sowie solchen, die bereits im Aufnahmeland geboren wurden. (Viehböck/Bratic 1994)

Häufig entwickelt sich jedoch erst beim Schuleintritt in Österreich ein intensiver Kontakt mit der deutschen Sprache und Kultur. Der Zweitsprachenerwerb vollzieht sich somit zumeist in der alltäglichen Kommunikation. Die Jugendlichen entwickeln eine Mischsprache, das heißt zu Hause wird die Heimatsprache gesprochen, in der Schule aber Deutsch, und zusätzlich fließen in beide Sprachen immer wieder Wörter der jeweils anderen ein (Pusch 1991). Die Sprachkenntnisse der Jugendlichen reichen zwar zumeist für die Alltagskommunikation, allerdings nicht immer für den Schulbesuch oder eine Berufsausbildung.

Ein großes Problem stellt die Differenz zwischen den beiden Welten dar, in denen die Mädchen leben. Sie fühlen sich weder in Österreich noch in ihrer Heimat anerkannt und zugehörig, wobei oft der Wunsch geäußert wird, den österreichischen Mädchen ähnlich zu sein. Sie stehen somit in einem ständigen Konflikt zwischen der Einhaltung der von den Eltern auferlegten Verhaltensregeln und dem Versuch, es österreichischen Jugendlichen gleichzutun. Die Folge ist die Entwicklung zweier Lebensstrategien – eine untertags als Österreicherin und eine am Abend und am Wochenende der Heimatkultur entsprechende. Bezüglich der Verhaltensregeln der Eltern wird zwar häufig Kritik geübt, jedoch widersetzen sich die Mädchen nicht direkt, sondern entwickeln zum Teil phantasiereiche Strategien, um sie zu umgehen. (Reifer 1991)

Generell kann angemerkt werden, dass eher türkische Mädchen von restriktiven Einschränkungen durch die Eltern betroffen sind. Ab dem dritten Lebensjahr beginnt bei vielen die geschlechtsspezifische Erziehung, das heißt sie müssen sich gemäß der (islamischen) Kleiderordnung anziehen, sie werden auf ihre zukünftige Aufgabe als Ehefrau vorbereitet und sind zur Mithilfe im Haushalt verpflichtet. Ab der Pubertät werden viele Mädchen aus traditionellen Familien in ihrem Freizeitverhalten stark eingeschränkt. Durften sie bis dahin Parks und dergleichen besuchen, werden sie ab diesem Zeitpunkt von den Eltern abgeschottet und haben mit Ausnahme des Schulbesuches nicht mehr sonderlich viele Kontakte zur österreichischen Kultur. Das Verhältnis der Eltern zu ihren Töchtern ist ab diesem Zeitpunkt oftmals von Angst und Misstrauen geprägt, da die Ehre der Familie nicht zuletzt von der Ehre der Tochter abhängt. (Reifer 1991) Es ist Pflicht der türkischen Mädchen, unberührt in die Ehe zu gehen. Aus diesem Grund wird ihnen der Kontakt zu männlichen Jugendlichen oftmals ebenso untersagt wie Freizeitaktivitäten mit österreichischen Freundinnen und sportliche Betätigungen.

Es muss aber gerade in Hinblick auf Mädchen aus stark traditionellen Familien berücksichtigt werden, dass ihnen durch die Familie auch soziale Sicherheit gegeben wird. Bei Versuchen, aus den traditionellen Strukturen und Verhaltensregeln innerhalb der Familie auszubrechen, verlieren die Mädchen den familiären Rückhalt. In Österreich gibt es wenige Maßnahmen zur psychischen und materiellen Unterstützung von betroffenen Mädchen und jungen Frauen; in Wien hat der Wiener Integrationsfonds in Kooperation mit dem Kolpingwerk eine konkrete Hilfsmaßnahme für diese Zielgruppe eingerichtet.

Das Problem der Mädchen der zweiten Generation ist jedoch nicht nur die Differenz zwischen den beiden Welten, in denen sie leben, sondern auch die Intoleranz, der sie gegenüberstehen, wenn sie sich in einer Welt so verhalten, wie es in der anderen gefordert wird (Reifer 1991). Dieser Kulturkonflikt muss jedoch auch immer mit der Benachteiligung im Ausbildungswesen, der ethnischen Diskriminierung und dem Rechtsstatus in Zusammenhang gebracht werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Lebensstil der Mädchen der zweiten Generation eine eigenständige Lebensweise darstellt, die sowohl Elemente der österreichischen Kultur als auch solche der Kultur der Eltern enthält. Die Mädchen haben gelernt, Grenzen kreativ und einfallsreich zu umgehen, und sind auch stolz auf ihre kulturelle Herkunft oder die Fähigkeit, zwei Sprachen zu sprechen. Viele von ihnen verbinden mit dem Leben in zwei kulturellen Welten nicht nur Nachteile, sondern versuchen auch die Vorteile zu betonen

SCHULBILDUNG

Türkische SchülerInnen und jene aus den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien weisen die schlechtesten Bildungskarrieren in Österreich auf. Die meisten verfügen über einen Pflichtschul- oder Sonderschulabschluss, wobei häufig nicht einmal die vierte Klasse erreicht wird. Die Klasseneinstufung erfolgt mittels Tests, die nur bis zu einem bestimmten Ausmaß für Kinder einer fremden Kultur geeignet sind. Oftmals besuchen die Kinder aufgrund fehlender Sprachkenntnisse Klassen, die nicht ihrem Alter entsprechen, was häufig auch zu psychischen oder disziplinären Schwierigkeiten führt. (Viehböck/Bratic 1994)

Die österreichische Schulstatistik zeigt, dass der Anteil der ausländischen SchülerInnen, die eine Sonderschule besuchen, höher ist als jener der österreichischen. Die Gründe dafür liegen in Verhaltensauffälligkeiten wie Konzentrationsschwächen, aggressivem Verhalten oder Zurückgezogenheit. Im Allgemeinen lässt sich dies jedoch eher auf die angespannte Lebens- und Familiensituation denn auf individuelle Lernschwächen zurückführen. (ÖIF 1997)

Tabelle 25: SchülerInnen mit nichtdeutscher Muttersprache

		1980/81	1989/90	1995/96	1996/97	1997/98
Volksschule	gesamt	58.121	53.367	61.294	61.761	62.769
	AusländerInnen	5.138	7.727	14.430	14.257	13.812
	davon weiblich	*	*	*	*	6.682
Hauptschule	gesamt	40.667	23.651	29.276	28.784	28.829
	AusländerInnen	2.419	5.989	9.269	8.749	8.681
	davon weiblich	*	*	*	*	3.934
Sonderschule	gesamt	5.655	4.535	4.960	4.829	4.476
	AusländerInnen	1.005	1.393	1.869	1.831	1.529
	davon weiblich	*	*	*	*	632
polytechnischer Lehrgang	gesamt	3.650	1.995	1.997	2.212	2.101
	AusländerInnen	88	414	803	694	637
	davon weiblich	*	*	*	*	252
AHS-Unterstufe	gesamt	32.101	26.049	29.502	29.530	29.792

	AusländerInnen	864	1.509	2.453	2.621	2.867
	davon weiblich	*	*	*	*	1.538

Quelle: Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1997

* Eine geschlechtsspezifische Auswertung erfolgte erstmals im Schuljahr 1997/98

Eine geschlechtsspezifische Auswertung der Schulstatistik zeigt, dass die Mädchen etwas häufiger als die Burschen allgemeinbildende höhere Schulen besuchen. Im Gegensatz dazu sind Burschen in Hauptschulen und polytechnischen Lehrgängen etwas stärker vertreten als Mädchen. Unter anderem streben Mädchen deshalb eine höhere Schulbildung an, weil eine Heirat meist erst nach einer abgeschlossenen Ausbildung in Frage kommt und sie somit eine Verheiratung – gegen ihren Willen – hinauszögern können. Dies stellt jedoch nur einen möglichen Grund dar. (Viehböck/Bratic 1994) Allgemein wird vonseiten der Eltern der Bildung ein hoher Stellenwert beigemessen. Allerdings fehlt es oft an der nötigen Information oder den finanziellen Mitteln, um die Wünsche auch umsetzen zu können. Durch die beengten Wohnverhältnisse und die Verpflichtung zur Mitarbeit im Haushalt mangelt es den Mädchen häufig auch an Zeit, Raum und Ruhe, um zu lernen oder Hausaufgaben zu erledigen. (Deimel-Engler 1997)

Eine Einrichtung, die bei pädagogischen Problemen hilft, ist die Schulberatungsstelle für Migrantinnen, die vom Stadtschulrat und Wiener Integrationsfonds gemeinsam betrieben wird.

Die Schullaufbahn und die Aufnahme der SchülerInnen in die Klassengemeinschaft hängt sehr stark von ihren Deutschkenntnissen ab. Die Integration in das österreichische Schulsystem erfolgt daher meistens mittels Intensivsprachkurs. Eine weitere Maßnahme sind die „Vorlaufgruppen“, die durch den Wiener Integrationsfonds in Kooperation mit der Schulbehörde organisiert werden und bei denen MigrantInnenkinder bereits vor dem Schuleintritt betreut werden. Neuere Daten des Wiener Stadtschulrates zeigen, dass die Zahl der Kinder mit erheblichem Mangel an Deutschkenntnissen in den letzten Jahren zurückgegangen ist (1992/93: 10%, 1996/97: 6%). (ÖIF 1997) Durch die vorhandenen Sprachbarrieren sowie Vorurteile werden die Kinder häufig in eine Außenseiterrolle gedrängt. Die österreichischen Klassenkolleginnen spielen zwar eine wichtige Rolle für die Migrantinnen, jedoch nicht so sehr als Freundinnen, sondern eher als „Lehrerinnen“ (Pusch 1991). Die eigentlichen Freundinnen sind zumeist Mädchen aus dem eigenen Herkunftsland.

ARBEITSMARKT

Am österreichischen Arbeitsmarkt sind Mädchen der zweiten Generation dreifach benachteiligt, da sie Frauen, Ausländerinnen und zumeist Kinder von ArbeiterInnen sind. Aufgrund der generell eher schlechten schulischen Ausbildung ausländischer Jugendlicher sind auch ihre beruflichen Möglichkeiten geringer, wobei die staatlichen Regelungsmechanismen ebenso Hemmnisse darstellen. Die häufigsten Probleme bei der Lehrstellensuche sind das zu kleine Lehrstellenangebot, die mangelhafte Schulbildung und das Einstellungsverhalten von Betrieben. Aufgrund der Benachteiligung von AusländerInnen am Arbeitsmarkt tendieren die Mädchen auch dazu, die österreichische Staatsbürgerschaft anzunehmen (Pusch 1991). Die besten Einstellungschancen haben Mädchen der zweiten Generation, die weder Sprachdefizite noch ein „ausländisches“ Aussehen haben.

Grundsätzlich ist die Einschätzung der Arbeitsmarktsituation seitens der ausländischen Jugendlichen durch mangelnde Information geprägt. Die Berufswahl der Mädchen beschränkt sich zudem häufig auf Berufe, die im Heimatland ausgeübt werden können, die dort auch akzeptiert werden und sich zudem mit Ehe und Familie vereinbaren lassen (Pusch 1991). Nach Auskunft einer Mitarbeiterin von Radita, einer arbeitsmarktpolitischen Einrichtung für ausländische Mädchen, wird von den Mädchen besonders häufig der Beruf der Einzelhandelskauffrau angestrebt.

Tabelle 26: Ausländische Lehrlinge in Österreich; Stand: 31. 12. 1996

Sektion	Ausländische Lehrlinge gesamt	Ausländische Lehrlinge weiblich
Industrie	1.055	124

Gewerbe und Handwerk	7.350	1.179
Verkehr	46	20
Tourismus und Freizeitwirtschaft	1.740	871
Nichtkammer	130	92
Handel	1.942	1.451
Geld-/Kredit- /Versicherungswesen	4	3
insgesamt	12.267	3.740

Quelle: Wirtschaftskammer Österreich (Stand: 31. Dezember 1996)

Tabelle 26 verdeutlicht, dass ausländische Mädchen eher in die traditionellen Berufe drängen. Auffallend ist, dass nur etwa ein Viertel der ausländischen Lehrlinge weiblich ist, wogegen etwa die Hälfte der ausländischen SchülerInnen weiblich ist. Ausländische Mädchen scheinen demnach häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen zu sein als Burschen bzw. streben aufgrund der Zukunftsperspektive Ehe auch häufiger überhaupt keine oder aber eine höhere Ausbildung an.

Die entscheidenden Einflüsse auf die Berufswahl der zweiten Generation liegen sowohl im sozialen Kontext (Familie, Verwandte, Freundeskreis) und in den spezifischen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als auch der individuellen Disposition der Jugendlichen (Deimel-Engler 1997). Die Familie bzw. Verwandtschaft stellt über lange Zeit die wichtigste Informationsquelle der Jugendlichen bezüglich Berufswahlmöglichkeiten dar. Jedoch sind gerade in dieser Gruppe sehr starke Informationsdefizite hinsichtlich der gebotenen Möglichkeiten und deren Verwirklichung gegeben. Jugendliche der zweiten Generation sind ebenso wie ihre Eltern großen Unsicherheiten ausgesetzt. Die Arbeitssuche erfolgt häufig über informelle Kontakte, gefolgt von eigenen Aktivitäten bei potentiellen DienstgeberInnen. Erst zuletzt wird auf institutionelle Ressourcen wie das Arbeitsmarktservice oder Annoncen zurückgegriffen. (Viehböck/Bratic 1994)

Zur Beratung von arbeitssuchenden ausländischen Mädchen stehen folgende Einrichtungen zur Verfügung:

- ◆ Berufsberatung des AMS
- ◆ Amandas Matz
- ◆ WUK-Domino
- ◆ Qualifizierungsmaßnahme Hauptschulabschluss (BFI)
- ◆ Radita
- ◆ Jugend am Werk
- ◆ Syntegra
- ◆ SBM, Schulberatung für MigrantInnen

RADITA bietet speziell für ausländische Mädchen Integrationshilfen auf dem Arbeits- und Ausbildungsmarkt an. Die Zielgruppe sind ausländische Mädchen im Alter von 15 bis 19 Jahren mit positivem Pflichtschulabschluss und ausreichenden Deutschkenntnissen. Zusätzlich müssen sie beim Arbeitsmarktservice (AMS Jugendliche) vorgemerkt sein. Die Teilnahme ist auf maximal ein Jahr beschränkt, wobei jedoch bei Bedarf auch eine Nachbetreuung angeboten wird.

Die Projektinhalte umfassen:

- ◆ Praktisches Erproben von Fertigkeiten und Techniken aus verschiedenen beruflichen Bereichen.
- ◆ Informationen über Berufe, Arbeitsrecht etc. sowie die Unterstützung der Mädchen bei der konkreten Arbeitssuche durch ein Bewerbungstraining.
- ◆ Deutsch-/Mathematik- und muttersprachlicher Unterricht, Testvorbereitung, Vermitteln von Lernmethoden, Konzentrationsübungen.

Die Kursmaßnahme soll den Teilnehmerinnen ermöglichen, einen konkreten Berufs- bzw. Bildungsplan zu entwickeln. Zugleich wird der Rahmen zur Erprobung verschiedener Methoden und Strategien der Arbeits- und Ausbildungsplatzsuche geboten. Durch eine sozialpädagogische Betreuung wird den

Kursteilnehmerinnen eine kontinuierliche Begleitung und Unterstützung zur Erreichung der Kursziele gegeben.

FREIZEITVERHALTEN

Das Freizeitverhalten ist geprägt von einer breiten Palette an Interessen. In den Freizeitbedürfnissen unterscheiden sich die Mädchen der zweiten Generation kaum von österreichischen Mädchen, jedoch sind ihre Realisierungschancen stark eingeschränkt. Grundsätzlich betonen die Mädchen, dass ihre Eltern organisierten Freizeitangeboten, wie Lerngruppen und dergleichen, eher zustimmen als nichtorganisierten. Dieser Aspekt wird vor allem von türkischen Mädchen hervorgehoben. (Viehböck/Bratic 1994)

Türkische Mädchen haben auch seltener die Möglichkeit, ihre Freizeit außerhalb der elterlichen Wohnung zu verbringen. Im Gegensatz dazu verfügen Mädchen aus Ex-Jugoslawien über größere Spielräume. Je nach Nationalität herrscht ein mehr oder minder strenges Jungfräulichkeitsgebot. Je strenger dieses Gebot, desto restriktiver sind die Einschränkungen vonseiten der Eltern. So nehmen nur etwa 20% der türkischen Mädchen öffentliche Freizeitangebote in Anspruch, wogegen Fernseh- und Videonutzung zu den verbreitetsten Freizeitaktivitäten zählen (Deimel-Engler 1997).

Einen besonderen Stellenwert nimmt das Kultur- und Zeitschriftenprojekt "ECHO" ein. "ECHO" wurde im Sommer 1993 als erste Zeitschrift von und für ausländische Jugendliche gestartet. Aufgrund der Aktivitäten im Rahmen der journalistischen Tätigkeit der Jugendlichen erweiterte das Projekt relativ rasch sein Angebot. So ist "ECHO" seit April 1994 auch ein Verein mit Angeboten im Kultur- und Freizeitbereich. Die Hauptziele liegen in der Unterstützung von freiwilliger und bewusster Integration. Der Verein bietet auch Informationen über soziale, kulturelle und sportliche Möglichkeiten an. (Deimel-Engler 1997)

Das Projekt ECHO hat mit der "Ladies Night" im Naturhistorischen Museum auch eine Mädchenspezifische Aktivität gesetzt.

ANGEBOTE DER JUGENDARBEIT

Bis zum Alter von 16 Jahren besuchen beide Geschlechter zu gleichen Anteilen die Jugendzentren, danach sind es häufiger Burschen (Reifer 1991).

Sozialpädagogische Einrichtungen, wie Mädchentreffs oder Mädchencafés, sind vor allem für türkische Mädchen sehr wichtig, da dies Orte sind, an denen sie ihre Bedürfnisse aussprechen und Gefühle ausleben können (Reifer 1991). Es stehen ihnen Gesprächspartnerinnen zur Verfügung, die bei der Bewältigung der widersprüchlichen Lebensbedingungen Unterstützung anbieten.

Die befragten ExpertInnen des Wiener Integrationsfonds und von Radita fordern für ihre Arbeit mit ausländischen Mädchen ein verstärktes Angebot von Lernhilfen und auch Beratungseinrichtungen. Solche Angebote müssten jedoch sehr niederschwellig sein, um von den betroffenen Mädchen auch in Anspruch genommen zu werden.

Allerdings können Mädchen, die sehr restriktiven Verhaltensanordnungen vonseiten der Eltern ausgesetzt sind, auch durch die Jugendarbeit nicht erreicht werden. Ein Vorschlag von Mitarbeiterinnen des Wiener Integrationsfonds ist daher, in den Jugendzentren verstärkt Elternarbeit durchzuführen. So wird zum Beispiel der Erfolg von Mädchengruppen in Wien-Erdberg unter anderem auf die Durchführung von Kursen für die Mütter der betroffenen Mädchen zurückgeführt.

KRISENSITUATIONEN UND PROBLEMFELDER

JUGENDWOHLFAHRT

Das Jugendwohlfahrtsgesetz betont das Ultima-ratio-Prinzip für das öffentliche Einschreiten sowie den Angebotscharakter der staatlichen Erziehungshilfen im Fall familiärer Krisen (Pelikan/Pilgram 1994). In Wien wurden 1996 insgesamt 10.826 Kinder und Jugendliche betreut (Österreich: 27.231), davon 5.153 Mädchen. Prinzipiell ist im Rahmen der Jugendwohlfahrt zwischen Hilfen zur Erziehung, wobei das Kind in der Familie bleibt, und Erziehung in Heimen oder in Pflegefamilien zu unterscheiden. Der Großteil der betreuten Minderjährigen lebt weiterhin bei den Eltern oder einem Elternteil. Dies entspricht auch der Zielsetzung des Jugendwohlfahrtsgesetzes, wonach eine Trennung der Jugendlichen von ihrer Umgebung erst erfolgen soll, wenn andere Instrumente der Intervention vergeblich erprobt wurden (Pelikan/Pilgram 1994). In Wien wurden 1996 1.257 Mädchen von ErzieherInnen oder Pflegeeltern betreut.

Den häufigsten Grund für das Einschreiten der Jugendwohlfahrtsbehörde stellen ungünstige wirtschaftliche Verhältnissen dar, gefolgt von Erziehungsproblemen, Scheidung, Trennung, Krankheit oder Tod der erziehenden Person, Verhaltensauffälligkeit des/der Minderjährigen und Alkoholmissbrauch der erziehenden Person. Andere Gründe, wie Suchtgift- und Alkoholmissbrauch des/der Minderjährigen, Misshandlung, sexueller Missbrauch oder Obdachlosigkeit treten vergleichsweise seltener auf. (siehe Tabelle 31) 45% der Minderjährigen haben bei der Ersterfassung durch die Jugendwohlfahrt keinen Kontakt zum Vater, 20% keinen zur Mutter. (Bartunek/Stolitzka 1998)

Die Jugendwohlfahrt wird bei Mädchen und Burschen etwa gleich oft tätig, die Ursachen für das Einschreiten unterscheiden sich jedoch zum Teil. Bei Mädchen liegt der Grund in stärkerem Ausmaß bei Missbrauchserfahrungen, wogegen bei Burschen eher Verhaltensauffälligkeiten den Anlass für die Inanspruchnahme von Erziehungshilfen darstellen. Auch Erziehungsprobleme treten etwas häufiger bei männlichen Jugendlichen auf. (siehe Tabelle 31)

Tabelle 30: In der Jugendwohlfahrt betreute Minderjährige im Jahr 1996

	Betreute Minderjährige gesamt	Erziehende Person				
		Leibliche Mutter	Leiblicher Vater	Verwandte, Verschwägerete, Wahleltern	ErzieherIn	Pflegepersonen
0–5 Jahre	2.299	1.849	931	197	81	285
6–9 Jahre	3.059	2.205	1.023	255	300	306
10–14 Jahre	3.257	2.037	911	288	550	384
15 Jahre oder mehr	2.211	1.147	505	254	537	310
insgesamt	10.826	7.238	3.370	994	1.468	1.285
davon Mädchen	5.153	3.491	1.606	482	626	631

Quelle: ÖSTAT: Statistik der Jugendwohlfahrt 1996

Tabelle 31: Gründe für Inanspruchnahme von Erziehungshilfen bei betreuten Minderjährigen (Stand 31.12.1996)

	gesamt	männlich	weiblich
Erziehungsprobleme	4.615	2.559	2.056
Scheidung, Trennung,	2.533	1.315	1.218

Krankheit, Tod der erziehenden Person			
Alkoholmissbrauch des/der Minderjährigen	72	44	28
Suchtgiftmissbrauch des/der Minderjährigen	81	37	44
Misshandlung	604	335	269
sexuelles Vergehen am/an der Minderjährigen	255	49	206
ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse	5.418	2.787	2.631
Obdachlosigkeit	752	392	360
Alkoholmissbrauch der erziehenden Person	948	468	480
Suchtgiftmissbrauch der erziehenden Person	393	185	208
Verhaltensauffälligkeit des/der Minderjährigen	1.658	1.045	613
sonstige Gründe	4.024	2.008	2.016

Quelle: ÖSTAT: Statistik der Jugendwohlfahrt 1996

Am häufigsten wenden sich die Eltern bzw. ein Elternteil selbst an die Jugendwohlfahrt, gefolgt vom Einschreiten durch Träger der Jugendwohlfahrt, wobei hier davon ausgegangen werden kann, dass es oftmals Personen aus der unmittelbaren Nähe des betroffenen Kindes bzw. Jugendlichen sind, die diese zum Handeln veranlassen. (siehe Tabelle 32)

Tabelle 32: VeranlasserIn des Einschreitens (Stand 31.12.1996)

	gesamt	männlich	weiblich
Minderjährige selbst	218	70	148
erziehende Person	4.097	2.153	1.944
Verwandte	315	169	146
Nachbarn	158	88	70
Schule, Kindergarten	677	400	277
Jugendwohlfahrtsträger	2.692	1.424	1.268
Gericht	116	72	44
andere	768	362	406
unbekannt	1.785	935	850

Quelle: ÖSTAT: Statistik der Jugendwohlfahrt 1996

Bemerkenswert ist die Zahl von 218 Jugendlichen, die selbst das Einschreiten der Jugendwohlfahrt veranlassen. Im Rahmen von Gesprächen mit ExpertInnen der Wiener Kinder- und Jugendanwaltschaft konnte festgestellt werden, dass diese Jugendlichen häufig zuvor beratende Stellen kontaktieren.

GEWALTERFAHRUNG UND SEXUELLER MISSBRAUCH

Art und Ausmaß der Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen

Gewalttätige Übergriffe gegen Kinder und Jugendliche erschüttern immer wieder in besonderem Maße. Nicht nur körperlich wehrlos werden junge Opfer häufig von Personen ihres engeren Umfeldes bedroht, zu denen sie in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen, das eigentlich in einem besonderen Schutzbedürfnis begründet liegt.

Sie sind dabei Gewalterfahrungen unterschiedlicher Art ausgesetzt. Gewalt äußert sich in vielfältigen Formen, was sich in den verschiedenen Definitionen des Begriffs widerspiegelt. Das Bundesministerium für Frauenangelegenheiten unterschied 1994 folgende Formen von Gewalt:

◆ seelische oder psychische Gewalt

Äußerungen, Handlungen und Verhaltensweisen, durch die Kinder oder Jugendliche Ablehnung, Demütigung oder Entwertung erfahren, bedroht oder verängstigt werden.

◆ Vernachlässigung

Unzureichende Pflege, Ernährung, Beaufsichtigung, Schutz und Förderung von Kindern oder Jugendlichen.

◆ körperliche oder physische Gewalt

Jede vorsätzliche Einwirkung, die Schmerzen verursacht und zu Verletzungen führen kann.

◆ sexuelle Gewalt

Definiert man Gewalt als jegliche Form von Beeinträchtigung der Entwicklung und des Lebens, so wird die Tragweite des Themas erahnbar. In der Auseinandersetzung mit der Problematik der Gewalterfahrung von Kindern und Jugendlichen wird Gewalt jedoch vorrangig als physischer Übergriff verstanden. So beziehen sich Studien und Statistiken zum Thema häufig ausschließlich auf körperliche Gewalt, während die naturgemäß statistisch nicht so leicht erfassbaren Bereiche unmittelbar psychischer und verbaler Gewalt sowie gesellschaftsstrukturell bedingte „physische und psychische Gefährdungspotentiale von Heranwachsenden“ oft vernachlässigt werden: „Strukturelle Gewaltbedingungen wie desolate Familienverhältnisse, isolationsfördernde, kontaktarme Lebensbedingungen in kommunikationsfeindlichen, zu engen Wohnverhältnissen, stark autoritäre Erziehungshaltungen und ökonomische Belastungen, denen insbesondere AlleinerzieherInnen-Haushalte ausgesetzt sind (...) stehen kaum im Zentrum des öffentlichen Diskurses“. (Kromer 1997)

Neben der Problematik von Definition und Quantifizierung gibt die große Dunkelziffer (Kromer 1997) Anlass zu Vorsicht bezüglich statistischen Aussagen über Zunahme oder Abnahme von Gewalt und Gewalterfahrung. Aus ebendiesen Gründen kann auch die Opferstatistik für Wien das tatsächliche Ausmaß der Gewalterfahrung von Kindern und Jugendlichen nur zum Teil widerspiegeln.

Tabelle 27: Opferstatistik Wien 1997

Straftaten	6 bis unter 10 Jahre		10 bis unter 14 Jahre		14 bis unter 19 Jahre	
	männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich
Mord	–	–	–	–	1	–
davon Versuche	–	–	–	–	1	–
Sexualmord und Sittlichkeitsdelikte mit Todesfolge	–	–	–	–	–	–
Raub und Vermögensdelikte mit Todesfolge	–	–	–	–	1	–
Körperverletzungen	110	36	287	107	931	274
Quälen oder Vernachlässigen	28	11	17	5	6	6
Vergewaltigung	–	–	–	1	–	30
geschlechtliche Nötigung	–	–	–	–	1	32
Beischlaf und Unzucht mit Unmündigen	19	25	40	73	-	-
Raub ohne Tötung eines Menschen	4	1	28	4	75	7

Quelle: Opferstatistik 1997 des Bundesministeriums für Inneres

Die Kinder- und Jugendanwaltschaft der Stadt Wien setzt sich für die Bedürfnisse und Probleme von Kindern und Jugendlichen in allen Lebenslagen ein. Sie bietet Information, Beratung und rasche Hilfe für Mädchen und Burschen bzw. deren Familien. Darüberhinaus setzt sie sich bei Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtssprechung für die Interessen von jungen Menschen ein, betreibt Öffentlichkeitsarbeit für deren Anliegen und arbeitet mit Bildungseinrichtungen und Wissenschaft zusammen. Auskünfte und Hilfe der Kinder- und Jugendanwaltschaft erhalten Hilfesuchende und Interessierte anonym und kostenlos unter der Telefonnummer 17 08.

Bezieht man sich auf die kriminalstatistischen Opferzahlen, so sind von körperlicher Gewalt häufiger Burschen betroffen, wobei jedoch die Zahl der betroffenen Mädchen mit zunehmendem Alter steigt. Im Fall des sexuellen Missbrauchs liegt die Zahl der betroffenen Mädchen deutlich über jener der Burschen. (siehe Tabelle 27)

Die Kinder- und Jugendanwaltschaft berichtet 1996/97 von einem Anstieg der Einzelkontakte aufgrund von Gewalt gegen Minderjährige um 58%. Darunter waren 361 Einzelkontakte aufgrund von sexueller Gewalt (Zunahme der Kontakte um 71%) und 226 wegen Mißhandlung (Zunahme der Kontakte um 40%). Durch die verstärkte mediale Präsenz und die damit einhergehende Enttabuisierung der Themen „Gewalt gegen Kinder“ und „sexueller Kindesmissbrauch“ scheint die Öffentlichkeit sensibilisiert worden zu sein. (Kinder- und Jugendanwaltschaft Wien 1997) Allerdings merken befragte ExpertInnen der Wiener Kinder- und Jugendanwaltschaft an, dass in den letzten Jahren zwar die Zahl der diesbezüglichen Anzeigen gestiegen ist, nicht aber die der Verurteilungen.

Sexueller Missbrauch

Sexueller Missbrauch ist einer der gravierendsten Eingriffe in die kindliche Entwicklung. Es bedeutet für die Opfer nicht nur sexuelle Ausbeutung, sondern auch psychischen, sozialen und emotionalen Missbrauch. Übergriffe dieser Art geschehen im gesellschaftlichen Kontext herrschender Machtverhältnisse; sexuelle Gewalt wird von Männern auf Kinder und Frauen ausgeübt und hat mit Ausnützung von ungleichen Macht- und Autoritätsverhältnissen zu tun. Missbrauch ist deshalb auch als strukturelle Problematik zu diskutieren. Hierbei wird der Blick auf soziale Ursachen und Bedingungen sexueller Übergriffe gelenkt (Tätigkeitsbericht des Vereins Frauen gegen sexuelle Ausbeutung von Mädchen 1997).

Schätzungen gehen davon aus, dass es in Österreich etwa 10.000 bis zu 25.000 sexuell missbrauchte Kinder gibt. Jedes dritte bis vierte Mädchen zwischen dem ersten und 16. Lebensjahr wird Opfer von sexueller Gewalt. Am häufigsten sind Mädchen im Alter von sechs bis elf Jahren von sexuellem Missbrauch betroffen, gefolgt von der Altersgruppe der Unter-6-Jährigen und an dritter Stelle von der Gruppe der 13- bis 16-Jährigen. (Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie 1997)

Die Täter stammen zu etwa 90% aus dem sozialen Nahbereich der Mädchen. Verwandte oder nahe Bezugspersonen der Opfer stellen die größte Tätergruppe dar. Nur zwischen sechs und 15% der Täter sind Fremdpersonen. Sexueller Missbrauch ist ebenso wie Gewaltanwendung gegen Kinder kein schichtspezifisches Problem. Anzumerken ist in diesem Zusammenhang jedoch, dass es durch stärkere behördliche Kontrolle in unteren sozialen Schichten eher zur Aufdeckung und Anzeige kommt. (Dietrich-Neunkirchner 1993)

Die Übergriffe beginnen oft mit scheinbar zufälligen Berührungen, die als Spiel oder Ausdruck von Zuneigung getarnt werden. Missbrauch ist meist geplant, nur sehr selten einmalig und unterliegt einem Geheimhaltungsdruck, den die Täter auf ihre Opfer ausüben. (Gutjahr/Schrader 1990) Meist versucht der Täter das Kind unter Ausnutzung des besonderen Nahverhältnisses und den darin begründeten Abhängigkeiten zum Schweigen zu überreden oder zu zwingen, woraus unter anderem die Sprachlosigkeit der Opfer resultiert. Kinder, die sexuelle Gewalt erfahren mussten, leiden - auch verstrickt in emotionale und familiäre Konflikte - unter Ängsten, Scham und Schuldgefühlen. Angst vor dem Verlust der Familie und der angedrohten Rache des Täters sowie Scham, dass „das“ ihnen widerfahren ist; begleitet von Schuldgefühlen, sie würden am Auseinanderbrechen der Familie schuld sein sowie von psychodynamisch begründeten Schuldzuschreibungen, sich nicht richtig gewehrt zu haben oder sogar aktiv beteiligt gewesen zu sein (Tätigkeitsbericht des Vereins Frauen gegen sexuelle Ausbeutung von Mädchen 1997)

Psychosomatische Symptome wie Bauchschmerzen oder Hauterkrankungen sowie Depressionen, Bettnässen, Waschzwang, Schulversagen, Ess- und Schlafstörungen, Drogenmissbrauch und selbstverletzendes Verhalten sind häufig Folgen von Missbrauchserfahrung. Ein großer Anteil suizidgefährdeter Frauen wurde in der Kindheit sexuell missbraucht. Für die Betroffenen wirken die Folgen das ganze Leben lang nach. (Schenkel 1993)

Psychosomatische Störungen im Erwachsenenalter können manchmal auch der einzige Hinweis auf einen möglichen Mißbrauch in der Kindheit sein, wenn das Erlebte gänzlich aus der Erinnerung verdrängt wurde. Diese Erinnerungen können jedoch durch gewisse Situationen oder Begegnungen plötzlich wieder aufbrechen und führen dann immer bei der betroffenen zu einer akuten psychischen Krise. So berichtet der Frauennotruf der Stadt Wien, daß sich vielfach Frauen an die Einrichtung wenden, die plötzlichen unter Angstzuständen oder Panikattacken und unter Alpträumen leiden, sich dies jedoch nicht erklären können.

Im Rahmen der Krisenbetreuung kann es der Frau oft das erste Mal möglich werden eine Verbindung zu dem Verdrängten herzustellen, das auch manchmal zu einer Besserung der körperlichen oder psychischen Symptomen führt.

71 71 9 - Frauennotruf der Stadt Wien

Der 24-Stunden-Frauennotruf der Stadt Wien ist eine Kriseneinrichtung für Frauen und Mädchen, die von psychischer, sexueller und körperlicher Gewalt betroffen sind.

Der Frauennotruf der Stadt Wien bietet, kostenlos und anonym, rund um die Uhr rasche Soforthilfe und Krisenintervention bei akuten Gewalterfahrungen insbesondere nach einer Vergewaltigung, einer Mißhandlung , sexuellem Mißbrauch, sexueller Belästigung oder bei körperlicher und psychischer Bedrohung an.

Das Frauennotruf-Team besteht aus acht Mitarbeiterinnen mit Berufsausbildungen in den Bereichen Psychologie, Sozialarbeit, Psychotherapie, Medizin und Rechtswissenschaften.

Die betroffene Frau oder das betroffene Mädchen können akut telefonische oder persönliche Beratung, psychologische und sozialarbeiterische Betreuung, Beratung in rechtlichen oder medizinischen Fragen in Anspruch nehmen. Die Information über Verlauf von Anzeigen und Gerichtsverfahren sowie die Begleitung zur Polizei, zu einer ärztlichen Untersuchung oder zu Gericht zählen ebenso zum Beratungsangebot wie die Beratung und Betreuung von Angehörigen oder Freunden und die Vermittlung zu Fachinstitutionen im Sozial - und Gesundheitsbereich.

Opfer sexueller Übergriffe bzw. deren Vertrauenspersonen erhalten Hilfe von Beratungs- und Unterstützungseinrichtungen. Die Beratungsstelle des Vereins "Frauen gegen sexuelle Ausbeutung von Mädchen" bietet Unterstützung für Mädchen, die Opfer sexuellen Missbrauchs geworden sind. Die betreuten Kinder und Jugendlichen sind im Alter von etwa 2 bis 19 Jahren. Personen, die bei einem Mädchen in ihrem Umfeld - sei es in Verwandtschaft oder Nachbarschaft, in Kindergarten oder Schule - einen Verdacht auf sexuellen Missbrauch haben, können sich an die Beratungsstelle wenden. Die Kinder sowie die Bezugspersonen oder involvierten Berufsgruppen werden im Verdachts- und Aufdeckungsprozeß begleitet. Der Verein bietet in Zusammenarbeit mit allen involvierten Stellen kurz- und langfristige Beratung, Krisenintervention, Aufarbeitung, Therapie und Prozeßbegleitung.

Gewalt- und Missbrauchsprävention

Präventionsarbeit muß auf mehreren Ebenen stattfinden: primäre Prävention durch Bewusstseins- und Persönlichkeitsbildung, sekundäre Prävention durch Maßnahmen der Früherkennung und tertiäre Prävention durch therapeutische Unterstützung der Opfer.

Übermäßig elterliche Kontrolle allein, zum Schutz der Kinder vor Missbrauch, verstärkt eher die kindliche Abhängigkeit und kann einen Mangel an Selbständigkeit und kritischem Verhalten gegenüber bekannten Erwachsenen zur Folge haben. Eines der Hauptziele der schulischen und auch elterlichen Sexualerziehung sollte die Fähigkeit der Kinder sein, über Sexualität zu reden. Die Prävention beginnt

dort, wo über Sexualität gesprochen wird, wo das Eigen-Sein der Kinder gefördert und ihre Grenzen geachtet werden. Wichtig ist darüberhinaus auch, dass über konkrete Handlungsmöglichkeiten und Strategien gesprochen wird bzw. diese entwickelt werden, damit Kinder im Falle eines sexuellen Übergriffs über den Vorfall sprechen und sich Hilfe holen können. Das Ziel von wirksamer Prävention ist es, Selbstbewusstsein, Durchsetzungsvermögen und körperliche Selbstbestimmung des Kindes zu stärken. (DietrichNeunkirchner 1993)

“Sicher, stark und frei” ist das Motto des Vereins Selbst-Laut. Dieser ist seit 1991 in der Kinder- und Jugendarbeit sowie in der Erwachsenenbildung zum Thema “Prävention von sexueller Gewalt” tätig. Selbst-Laut setzt bei der Stärkung des Selbstbewusstseins der Kinder an: Aufklärung über verschiedene Arten von Grenzverletzungen, Mutmachen, Hinweise auf das Recht der körperlichen und sexuellen Selbstbestimmung.

Die praktische Präventionsarbeit umfasst

- ◆ Präventionsarbeit in Form von Workshops an Volksschulen und Jugendzentren. Unter dem Einsatz von Rollenspielen, Gruppendiskussionen und kreativen Techniken werden präventive Verhaltensstrategien entwickelt.
- ◆ Gesprächsrunden in Schulen für Mädchen und Burschen ab zehn Jahren zu den Themen Selbstbewusstsein, Körper, Sexualität, Gewalterfahrungen, Grenzen und Grenzverletzungen
- ◆ Beratung von Eltern und PädagogInnen
- ◆ Vortragstätigkeit, Weiterbildung und Schulung von Personen aus sozialen und pädagogischen Bereichen
- ◆ Öffentlichkeitsarbeit

Im Jahr 1997 wurden insgesamt 229 Anfragen an den Verein gerichtet, der Großteil von LehrerInnen, KindergärtnerInnen und diversen Institutionen. So liegt auch der Schwerpunkt der Tätigkeit der Mitarbeiterinnen von Selbst-Laut auf der Arbeit in den Volksschulen.

Im Falle elterlicher Gewaltanwendung befinden sich die Kinder bei der Hilfesuche in einer Konfliktsituation, die für sie schwer zu lösen ist. Suchen sie Hilfe von außen, müssen sie sich gleichzeitig gegen ihre Eltern wenden. Resultieren die Übergriffe gegen die Kinder aus elterlichen Überforderungen, ist das Anbieten von Unterstützung nicht einfach, da Erziehungsfragen meist als familieninternes Problem betrachtet werden, das nicht nach außen getragen werden darf. Medien- und Öffentlichkeitsarbeit hinsichtlich Aufklärung und Beratungsangebot ist jedenfalls unerlässlich. (Gutjahr/Schrader 1990) Interventionsstrategien zum Schutz gegen elterliche Übergriffe können für die betroffenen Kinder selbst sehr ambivalent sein. Abhängig von Art und Ausmaß der Gewaltanwendung kann eine Lösung mit allen Familienmitgliedern versucht oder die Trennung für notwendig erachtet werden, wobei die Vorgehensweise je nach eingreifender Institution differieren kann. (Wanke 1993)

Misshandelte und missbrauchte Kinder brauchen zur Bewältigung des Geschehenen therapeutische Unterstützung. Beratungs- und Betreuungseinrichtungen bieten zwar kurzfristige Krisenintervention an, Therapien sind jedoch oft mit langen Wartezeiten oder hohen Kosten verbunden. ExpertInnen der Wiener Kinder- und Jugendanwaltschaft und der Beratungsstelle „Rat auf Draht“ hielten in Bezug auf das therapeutische Angebot als Mangel fest, dass es an Möglichkeiten zur kostenlosen Therapie ohne Wartezeit fehlt.

Das Problem der Therapiekosten wurde im Rahmen der Novellierung des Verbrechensopfergesetzes berücksichtigt. In Zukunft wird vom verurteilten Täter ein Therapiekostenersatz zu leisten sein, der im Falle von Zahlungsunfähigkeit des Täters bis zu einem bestimmten Höchstbetrag vom Staat übernommen wird. Obwohl das nur Hilfe für einen marginalen Anteil der betroffenen Kinder bedeutet – nämlich für jene, in deren Fall der Täter gerichtlich verurteilt wurde –, kann diese Novellierung doch als bedeutender Fortschritt bezeichnet werden.

KRIMINALITÄT UND JUGENDGERICHTSGESETZ

Jugendkriminalität

Mädchen und junge Frauen sind nur äußerst selten in strafrechtlich geahndete Gewaltdelikte verwickelt. Zwar stellten etwa Karazman-Morawetz und Steinert in der aktivistischen Teilnahme von jungen Frauen an jugendlicher „Schläger“-Subkultur einen Unterschied zu früher fest, Gewaltausübung von Mädchen ist jedoch immer noch die Ausnahme. (Karazman-Morawetz/Steinert 1993)

In der Kriminalstatistik des Bundesministeriums für Inneres läßt sich jedoch ein im Vergleich zu den Männern stärkerer Anstieg der Frauen- und Mädchenkriminalität in den letzten Jahren feststellen. So stieg die Zahl der ermittelten männlichen Tatverdächtigen in Wien von 1990 bis 1997 um etwa 28% an, jene der weiblichen um 35%. Die relativ starke Zunahme im Bereich der Mädchenkriminalität kann zwar nicht auf eine vermehrte Anzeigenaktivität zurückgeführt werden, da diese nach Angabe des Instituts für Rechts- und Kriminalsoziologie während des genannten Zeitraumes um etwa 3% zurückging. (Institut für Rechts- und Kriminalsoziologie; siehe Tabelle 28) Beim Heranziehen der Kriminalstatistik über die Anzahl der Tatverdächtigen ist jedoch generell zu berücksichtigen, dass diese Zahlen das tatsächliche Ausmaß der Tatverdächtigen tendenziell überschätzen, da die Daten Mehrfachzählungen von Personen bei wiederholter Erfassung beinhalten. Auch hinsichtlich der Schwere des Delikts wird ein etwas überzeichnetes Bild dargestellt, da zur statistischen Erfassung pro Anzeige nur eine, und zwar die schwerste strafbare Handlung, gemeldet wird, die polizeilichen Ermittlungen jedoch immer die Möglichkeit anderer (meist schwererer) Straftaten berücksichtigen müssen. Internationale Schätzungen rechnen mit einer zahlenmäßigen Überhöhung der Tatverdächtigen um bis zu 20%. Besonders bei den ausgewiesenen Daten jüngerer Tatverdächtiger ist von einer zahlenmäßigen Überzeichnung auszugehen. (Sicherheitsbericht 1996)

Tabelle 28: Tatverdächtige Wien 1990 bis 1997

Jahr	insgesamt	weiblich	10- bis 14-jährige Mädchen	14- bis 19-jährige Mädchen
1997	54.617	11.164	164	1.188
1996	52.962	10.540	145	1.060
1995	52.503	10.272	106	929
1994	53.019	10.352	113	1.020
1993	51.107	10.034	47	940
1992	49.718	9.638	47	844
1991	43.601	8.568	51	703
1990	42.761	8.293	31	679

Quelle: Berechnungen des Instituts für Rechts- und Kriminalsoziologie nach den Kriminalstatistiken 1990–1997

Tabelle 29: Häufigste Delikte der 14- bis 19-jährigen Tatverdächtigen 1997

Art des Delikts	Mädchen	Burschen
Ladendiebstahl/Diebstahl/Entwendung	670	1072
Suchtgiftdelikte	128	668
Körperverletzung	91	732
fahrlässige Körperverletzung	52	139
qualifizierter Diebstahl	42	105
Sachbeschädigung	29	360
Betrug	24	64
Einbruchsdiebstahl	21	436
Raub	10	128

Quelle: Berechnungen des Instituts für Rechts- und Kriminalsoziologie nach den Kriminalstatistiken 1997

Um Gründe für die steigende Zahl weiblicher Tatverdächtiger nennen zu können, ist eine genauere Betrachtung der Häufigkeit einzelner Delikte notwendig.

Diebstahl ist das von weiblichen Jugendlichen am häufigsten begangene Delikt. Der Anstieg in diesem Bereich ist nach Angaben von ExpertInnen des Innenministeriums und des Instituts für Rechts und Kriminalsoziologie unter anderem auf das veränderte Konsum- bzw. Freizeitverhalten zurückzuführen. Offenbar reicht das Einkommen bzw. das Taschengeld häufig nicht für den Erwerb teurer Markenartikel aus, weshalb solche Güter „illegal erworben“ werden. Dies wird auch bei der Einvernahme ermittelter Mädchen häufig als Tatmotiv genannt. Nach Meinung des befragten Mitarbeiters des Instituts für Rechts- und Kriminalsoziologie ist auch die verstärkte Überwachung in Einkaufszentren und Kaufhäusern ein Grund für die ständig steigende Zahl von Anzeigen.

Suchtgiftdelikte sind das zweithäufigsten Vergehen. Nach Gesprächen mit ExpertInnen des Instituts für Rechts- und Kriminalstatistik sind Anstiege hier unter anderem auf größere polizeiliche Ressourcen zur Bekämpfung des Drogenhandels und die Öffnung der Drogenszene zurückzuführen. So haben sich in den letzten Jahren auch vermehrt öffentliche Räumlichkeiten zu Drogenkonsumstätten entwickelt.

Während Sachbeschädigungsdelikte eher selten sind, kommen Anzeigen aufgrund von Körperverletzungen durch weibliche Jugendliche im Verhältnis häufiger vor. Zu berücksichtigen ist hier allerdings, dass dazu beispielsweise auch Verletzungen von PassantInnen durch Zusammenstöße beim Inline-Skaten oder dergleichen gezählt werden.

Zuletzt sei hier noch der Bereich des qualifizierten, das heißt organisierten, Diebstahls genannt.

Gesprächen mit ExpertInnen des Innenministeriums und des Instituts für Rechts und Kriminalsoziologie stellt die Einstufung eines Delikts als qualifizierten Diebstahl für die Polizei oftmals die einzige Möglichkeit dar, eine Person in U-Haft zu nehmen. Aus diesem Grund wurden Diebstähle von AusländerInnen häufig als qualifiziert eingestuft, um durch die Verhängung der U-Haft eine eventuelle Flucht zu verhindern. Die in der Kriminalstatistik ausgewiesenen qualifizierten Diebstahlsdelikte von Mädchen werden ebenso wie ein beträchtlicher Anteil der Körperverletzungen von ExpertInnen des Innenministeriums und des Instituts für Rechts- und Kriminalsoziologie eher auf eine Mittäterschaft zurückgeführt. Allgemein wird jedoch betont, dass das Bandenwesen in Österreich kein Problem darstellt.

Jugendgerichtsgesetz

Mit dem Jugendgerichtsgesetz wird versucht, Zwangsmaßnahmen gegen polizeilich auffällig gewordene Jugendliche möglichst zu vermeiden. In der Jugendgerichtspolitik manifestiert sich dies durch Verfahren ohne richterliche Urteilsentscheidungen und in vermehrten Entscheidungsmöglichkeiten ohne Straffolgen. Der Schwerpunkt liegt im Versuch, Jugendliche zu einer „freiwilligen“ Kooperation zu bewegen, beispielsweise in Form eines außergerichtlichen Tauschgleichs. Aber auch im Fall fehlender Kooperationsbereitschaft sollten den Jugendlichen nicht sofort Sanktionen angedroht werden.

(Pelikan/Pilgram 1994)

In der Novellierung des Jugendgerichtsgesetzes im Jahr 1988 wurden formelle Verurteilungen weitestgehend durch informelle Interventionen ersetzt. Diese Interventionen umfassen vordergründig den außergerichtlichen Tauschgleich zwischen Jugendlichen und Geschädigten auf Initiative des Staatsanwalts oder der Staatsanwältin, die vorläufige Einstellung des Verfahrens unter Festsetzung einer Probezeit und die Einstellung nach Erfüllung einer bestimmten Auflage durch das Gericht.

(Pelikan/Pilgram 1994) BewährungshelferInnen werden zumeist nur zugeteilt, wenn der/die Jugendliche nicht über genügend gesellschaftlichen Rückhalt verfügt, beispielsweise bei jugendlichen Langzeitarbeitslosen oder familiären Problemen.

In der Praxis wird daher gegen Jugendliche, die nicht vorbestraft sind und keine anderen Straftaten begangen haben, nur selten aufgrund einer Anzeige vorgegangen, sofern es sich nicht um schwere Delikte handelt. Nach ExpertInnenauskunft des Wiener Jugendgerichtshofs erfolgt bei etwa drei Viertel aller Fälle eine Einstellung des Verfahrens.

MitarbeiterInnen des Wiener Jugendgerichtshofs und des Innenministeriums betonen, dass aufgrund der hohen Wahrscheinlichkeit einer Einstellung des Verfahrens, der eher leichten Delikte und ihres verhältnismäßig kleinen Anteils Mädchen nur selten von einer tatsächlichen Verurteilung betroffen sind.

FREIZEIT UND JUGENDKULTUR

FREIZEITVERHALTEN

Freizeitaktivitäten tragen einen wichtigen Teil zur Persönlichkeitsentwicklung bei; Peer-groups spielen eine bedeutende Rolle, und für Kinder und Jugendliche besteht die Gelegenheit zur Abgrenzung bzw. Distanzierung von den Eltern.

Mädchen und junge Frauen wachsen heute viel selbstbewusster und gleichberechtigter auf als Frauen der Generationen vor ihnen. Dennoch bestehen immer noch Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern, zwischen Mädchen und Burschen, die sich auch in einer unterschiedlichen Freizeitgestaltung manifestieren.

Bis zum zehnten Lebensjahr lassen sich – vor allem im Hinblick auf die Nutzung des öffentlichen Raumes – eher geringfügige geschlechtsspezifische Unterschiede im Freizeitverhalten feststellen. Ab diesem Zeitpunkt sind jedoch starke Veränderungen im Verhalten der Mädchen bemerkbar: Ihre Bewegungs- und Handlungsspielräume werden zunehmend eingegrenzt. In öffentlichen Parks beispielsweise pflegen Mädchen Geselligkeit im Zusammensitzen, Burschen über sportliche Aktivitäten. (Bernard et al. 1997) So werden bereits in der Kindheit geschlechtsspezifische „Körperkarrieren“ geprägt. Der männliche Körper wird grobmotorisch und bewegungsintensiv (= raumgreifend) sozialisiert, wogegen der weibliche Bewegungsapparat eher hinsichtlich feinmotorischer und ästhetisch-attraktiver Aspekte gefördert wird. (Bilden 1991)

Untersuchungsergebnissen zufolge gehen 56% der Burschen, aber nur 21% der Mädchen alleine zum Spielplatz. Dies ist nicht nur auf die mangelnden Nutzungsmöglichkeiten von Parkflächen für Mädchen zurückzuführen, sondern auch auf elterliches Erziehungsverhalten. Aufgrund des ambivalenten Verhaltens der Eltern zwischen Schutz und Kontrolle werden die Erkundungsräume von Mädchen stärker eingeschränkt als jene von Burschen. (Bernard et al. 1997)

Die Freizeitaktivitäten von Mädchen finden dementsprechend mit Ausnahme von außerhäuslichen fixen Terminen, wie Musik-, Turn- oder Sportausbildung, eher im häuslichen Bereich statt und sind bewegungsärmer als jene der Burschen (Bernard et al. 1997). Zusätzlich wird die frei verfügbare Zeit für Mädchen durch Mithilfe im Haushalt etwas stärker eingeschränkt als jene der Burschen. Nach einer Zeitbudgeterhebung des Österreichischen Statistischen Zentralamtes (1995) sind die 10- bis 15-jährigen Mädchen zwar nur 10 Minuten länger mit Hausarbeit beschäftigt als Burschen, in der Gruppe der 15- bis 20-Jährigen jedoch bereits doppelt so lange, nämlich 90 Minuten pro Tag. Dies zusätzlich zur zeitlichen Belastung durch die Schule. In den zur Vorbereitung dieses Berichts geführten Gruppendiskussionen klagten Schülerinnen, aufgrund der hohen zeitlichen Belastung durch die Schule erst am Wochenende Zeit und Energie für außerhäusliche Aktivitäten aufzubringen.

Als Gründe für die größere „Sesshaftigkeit“ von Mädchen werden von Bernard et al. (1997) außerdem folgende Ursachen genannt:

- ◆ Ihre Kleidung ist nach wie vor tendenziell bewegungshemmend.
- ◆ Sie werden noch immer zu körperlicher Zurückhaltung und zu graziilen, rhythmischen, sprechenden Spielen animiert.
- ◆ Sie werden in jedem Alter stärker behütet als Burschen.
- ◆ Sie werden eher entmutigt, indem auf Gefährliches oder Unangenehmes verwiesen wird, das ihnen alleine in der Öffentlichkeit zustoßen könnte.
- ◆ Wenn Sie keine Lust haben, Sport zu betreiben, wird das eher akzeptiert als bei Burschen.

Tabelle 33: Freizeitaktivitäten weiblicher Jugendlicher ab 14 Jahren (1997)

Aktivität	jeweils in Prozent der Befragten Mädchen	jeweils in Prozent der Befragten Burschen
Musik hören	95%	93%
mit Freunden etwas unternehmen	89%	91%
Styling/Outfit/Körperpflege	83%	64%
telefonieren	82%	55%
mit FreundInnen diskutieren	79%	67%
Zeitschriften lesen	76%	65%

Shopping/Einkaufsbummel	69%	35%
Fernsehen/Videofilme	69%	75%
ausgehen/Besuch von Lokalen	67%	67%
relaxen/faulenzen	65%	66%
mit PartnerIn zusammen	62%	52%
neue Leute kennen lernen	61%	53%
Hausarbeit	59%	28%
Spaziergänge/Ausflüge	56%	37%
Bücher lesen	55%	32%

Quelle: Zentner: Fessel/GfK 1997 zitiert nach Zentner 1998

Viele der in einer Erhebung genannten beliebtesten Freizeitaktivitäten von Mädchen (siehe Tabelle 33) finden im häuslichen bzw. inneren Bereich statt, sind auf öffentliche Teilhabe bezogen also wenig raumgreifend. Freizeitbeschäftigungen von Mädchen sind jedoch tendenziell kommunikativer als jene der Burschen, während diese nach wie vor in den Bereichen Computer und Sport dominieren. Bezüglich der familiären Freizeitgestaltung stehen gemeinsames Essen und Fernsehen an erster Stelle.

Da Mädchen mehr Freizeit im häuslichen Bereich verbringen als Burschen, ist die Mediennutzung für Mädchen von etwas größerer Bedeutung – mit Ausnahme der neuen Medien. Surfen im Internet sowie generell Beschäftigung mit dem Computer ist eher eine Domäne der Burschen, wohingegen Mädchen mehr lesen, sowohl Zeitschriften als auch Bücher. Bezüglich der Freizeitaktivität „Computerspielen“ ist anzumerken, dass sich Mädchen zwar de facto mit dem Computer beschäftigen, dies subjektiv aber nicht als Freizeitbeschäftigung wahrnehmen. (Bernard et al. 1997)

Junge Mädchen verbringen viel Zeit mit der besten Freundin. Mädchenfreundschaften werden in der Regel früh geschlossen und sind sehr intensiv. Freundschaftliche Kontakte mit männlichen Schulkameraden sind hingegen eher selten (Haller/Rosenberger 1994). Im Jugendalter steigt jedoch das Bedürfnis nach sozialen Kontakten – nach einem größeren Freundeskreis mit ähnlichen Interessen. So rangieren gemeinsame Aktivitäten mit FreundInnen auch an zweiter Stelle der beliebtesten Freizeitaktivitäten. Vor allem im Freizeitbereich wird nach Gleichgesinnten gesucht, was sich etwa im steigenden Trend von Clubs aller Art niederschlägt oder in der Zunahme von Lokalen, die Möglichkeiten zum gemeinsamen Erleben („Gruppenfeeling“) bieten und kommunikatives Verhalten fördern. In diesem Zusammenhang ist zum Beispiel die sogenannte Erlebnisastronomie zu nennen. Lokale, die eher einem gemütlichen Wohnzimmer gleichen oder Gesellschaftsspiele anbieten, werden bei jungen Leuten ebenso immer beliebter. (Hahn 1996)

In den Gruppendiskussionen wurde auch angemerkt, dass die Wahl des Lokals hauptsächlich von der Begleitung abhängt. So werden mit FreundInnen eher Lokale besucht, die ein gemütliches Ambiente für eine Unterhaltung bieten. In Szenetreffs will man neue Leute kennen lernen. Betont wurde aber auch, dass manche Lokale auch alleine besucht werden, um beispielsweise wieder einmal richtig tanzen zu können. Stadtbekanntes „Aufreißer-Lokale“ werden jedoch eher gemieden.

Traditionellerweise hing die Kontaktaufnahme mit dem anderen Geschlecht meist vom Burschen ab. Immer häufiger betonen Mädchen jedoch, dass sie sehr wohl die Initiative ergreifen, wenn ihnen ein Junge gefällt. (Kids-'95-Studie 1995)

Freizeit und Konsum

Shoppieren und Flanieren wurden in den letzten Jahren zu einem zentralen Bestandteil jugendlicher Freizeitgestaltung. Zu den bevorzugten Einkaufsgütern von Mädchen zählen Kleidung, Musik und Kosmetika. Für den Großteil der Jugendlichen ist es von Bedeutung, zu wissen, was „in“ ist. Bevorzugt werden Artikel gekauft, die neu am Markt sind, und viele legen großen Wert auf modische Freizeitbekleidung. (Heinzlmaier 1996) Allgemein ist bei den Jugendlichen ein sehr hohes Markenbewusstsein feststellbar, wodurch in erster Linie Gruppenzugehörigkeit signalisiert wird. Ein Ensemble von Codes (Musik, Kleidung, Sprache, Accessoires etc.), das auch die Vorliebe für bestimmte Marken beinhaltet, ergibt einen spezifischen Stil, der der Selbstverortung auch durch Abgrenzung gegenüber anderen dient.

Das Konsumverhalten der Jugendlichen stellt für die Wirtschaft einen wichtigen Faktor dar, da gerade sie es sind, die Trends für das künftige Kaufverhalten setzen. Das Konsumpotential der österreichischen

Jugendlichen im Alter von zehn bis 18 Jahren umfasst nach Schätzungen jährlich in etwa drei Milliarden Schilling, wobei Mädchen im Durchschnitt etwas weniger Taschengeld zur Verfügung haben oder weniger verdienen als Burschen. (Market-Institut 1995)

Tabelle 34: Konsummuster bei 10- bis 18-Jährigen (1995)

Wofür gibst du dein Taschengeld aus?	Mädchen	Burschen
Bücher	28%	14%
Computerspiele	7%	18%
Computer	4%	12%
Geschenke für andere	27%	15%
Bekleidung	27%	13%
Süßigkeiten	41%	33%

Quelle: Market-Institut 1995, Der Jugendmarkt in Österreich

Daten einer Umfrage über Ausgaben, die mit dem Taschengeld bestritten werden, geben Aufschluß über geschlechtsspezifische Konsummuster (Tabelle 34). Während Burschen ihr Geld eher für Computerspiele ausgeben, kaufen Mädchen mehr Bücher. Sie geben auffallend mehr Geld für Geschenke aus als Burschen. Die Bedeutung des äußeren Erscheinungsbildes für Mädchen schlägt sich auch in den Ausgaben für Bekleidung nieder, wobei gleichzeitig viel Zeit für Styling und Outfit verwendet wird. (vgl. Tabelle 33)

Während Spielplätze und andere öffentliche Jugendeinrichtungen vor allem von Burschen genutzt werden, nehmen Einkaufszentren und -straßen einen hohen Stellenwert im Freizeitverhalten von Mädchen ein. (Kromer 1996) Bewegungsintensive und raumgreifende Inbesitznahme ist hier nicht Voraussetzung und der Einkaufsbummel ist eine von vielen Eltern gestattete Tätigkeit, da sie als ungefährlich gilt. Bei der kritischen Betrachtung jugendlicher Konsumorientierung sollte man vor diesem Hintergrund auch bedenken, dass Einkaufen zwar nicht die einzige Tätigkeit von Mädchen in der Öffentlichkeit darstellt, aber eine der wenigen akzeptierten. (Bernard et al. 1997)

Nutzung des öffentlichen Raums (Parkanlagen)

Die Präsenz von Mädchen im öffentlichen Raum ist nach wie vor nicht als selbstverständlich zu bezeichnen. Noch lernen sie zuwenig, ihre Umgebung zu „erobern“ bzw. in gebührendem Ausmaß in Anspruch zu nehmen. So zeigt etwa eine deutsche Mädchenstudie aus dem Jahr 1995 (zitiert nach Kromer 1996), dass der bevorzugte Ort von Mädchen in offenen Jugendeinrichtungen die Toilette ist – wo sie unter sich sein können. Ein Grund dafür liegt in der klassischen Ausstattung dieser Einrichtungen mit Flippern, Fußball- und Billardtischen etc., die eher der Lebenswelt männlicher Jugendlicher entspricht. Die Mädchen fühlen sich in diesen Einrichtungen eher als sexuelles Objekt, das von den Burschen beobachtet, beurteilt und auch „angemacht“ wird. (Kromer 1996)

Eine Studie des Frauenbüros der Stadt Wien (Bernard et al. 1997) zeigte auf, dass bei der Planung von öffentlichen Freizeiteinrichtungen auf Bedürfnisse von Mädchen kaum eingegangen wird. Derzeit werden öffentliche Spielplätze oder Parkanlagen vorwiegend für Burschen geplant (daher meist mit einem Fußballkäfig oder einem Streetballfeld ausgestattet), und mit derselben „Selbstverständlichkeit“ dann auch vor allem von diesen in Beschlag genommen. Mädchen werden - selbst bei Versuchen, diese Anlagen zu benutzen - an den Rand gedrängt. Das spontane Ausagieren des Spiel- und Bewegungsdrangs ist für Mädchen demnach nur schwer zu verwirklichen.

Mädchen sind sich dieser Benachteiligung durchaus auch bewusst und kritisieren sie dementsprechend. Das Verhalten der Burschen wird oftmals als dominant und sogar bedrohlich empfunden. Grundsätzlich besteht bei vielen Mädchen Interesse an der Ausübung „männlicher“ Ballsportarten, das Problem liegt jedoch darin, dass sie weder zur Verwirklichung dieser Interessen ermutigt werden, noch eine Chance dazu erhalten.

Deshalb werden für einen gleichwertigen Zugang für Mädchen in öffentlichen Park- und Freizeitanlagen folgende sechs Schritte empfohlen (Bernard et al 1997):

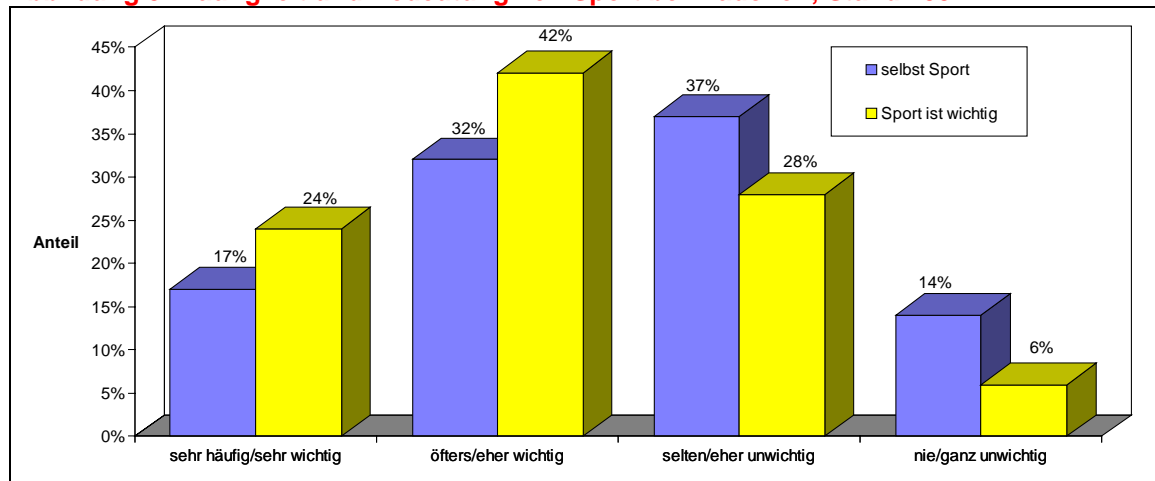
- ◆ eigene Benützungzeiten für diverse Spielanlagen

- ◆ eigene Räume für Mädchenspezifische Beschäftigungen
- ◆ Regeln zur fairen Nutzung gemeinsamer Räume
- ◆ Betreuung zur Gewöhnung an diese Regeln
- ◆ verstärkte sportliche Förderung von Mädchen
- ◆ raumgestaltende Projekte zur Errichtung mädchen- und jugendfreundlicher Anlagen

Sport

Sport stellt nahezu für alle Kinder ein wichtiges Element der Freizeitgestaltung dar. Im Grundschulalter stehen Mädchen weder in der Größe noch in der Kraft den Burschen nach. Unterschiede in der Leistung sind in diesem Alter vorrangig auf Mängel in den Bewegungsmöglichkeiten zurückzuführen. Durch die Verlagerung des Spielens – vor allem im städtischen Bereich – in das Kinderzimmer werden die Bewegungsspielräume immer mehr eingeschränkt (Haupt 1996). Dies trifft auf Mädchen, die ihre Freizeit eher im häuslichen Bereich verbringen, noch stärker zu als auf Burschen. Mädchen betreiben in ihrer Freizeit seltener Sport als Burschen: Nur knapp über 40% der Mädchen sind sportlich aktiv; dem stehen nahezu 60% sportlich aktiver Burschen gegenüber. (Zentner 1998)

Abbildung 3: Häufigkeit und Bedeutung von Sport bei Mädchen; Stand 1997



Quelle: Zentner: Fessel/GfK 1997

Laut einer Befragung (siehe Abbildung 3) stuft der Großteil der Mädchen – egal ob sie selbst Sport betreiben oder nicht – diesen zumindest als wichtig ein. Diese Ambivalenz zwischen Interesse und tatsächlicher Ausübung kann auch auf den Mangel an Angeboten bzw. deren Ausrichtung auf männliche Jugendliche zurückgeführt werden. (Zentner 1998)

Ein typisches Beispiel hierfür stellt die Trendsportart „Inline-Skaten“ dar. Bisher galt Rollschuhlaufen eher als typische Mädchenaktivität, wofür auch keine eigenen Anlagen oder dergleichen als notwendig erachtet wurden. Erst als durch die Erfindung der Inline-Skates zunehmend Burschen diese Sportart für sich entdeckten, wurden auch öffentliche Räume zur Ausübung dieser Sportart geschaffen. (Bernard et al. 1997)

Ähnlich verhält es sich bei Ballsportarten: Für jene, die von Burschen bevorzugt werden – Fußball und Basketball – stehen Plätze in Parkanlagen zur Verfügung, wogegen es für Volleyball oder Badminton – bei Mädchen beliebtere Ballsportarten – kaum allgemein zugängliche Möglichkeiten gibt. Zu beachten ist in diesem Zusammenhang, dass Mädchen sehr wohl auch Interesse an Fußball oder Basketball äußern, jedoch von einer Ausübung derartiger Sportarten eher absehen. Diese Sportarten gelten als „unweiblich“, sie müssen immer wieder hören, dass es den Burschen nicht recht ist, wenn sie mitspielen (was auch häufig zutrifft), und dass es dabei zu wild zugeht. Ein weiteres Problem ist, dass gerade im Bereich des Sports die Norm zumeist männlich ist, das heißt sportliche Leistungen von Mädchen werden häufig mit jenen von Burschen verglichen und abgewertet. Auf großen Anklang – nämlich bei beiden Geschlechtern – stoßen hingegen jene Sportarten, die mit keinem traditionellen Rollenbild verbunden sind. (Bernard et al. 1997)

Für Wien liegen keine geschlechtsspezifischen Auswertungen der Mitgliederstatistiken von Sportvereinen vor. Es kann jedoch nach den Ergebnissen der Literaturanalyse angenommen werden, dass Mädchen in noch geringerem Ausmaß als Burschen in Sportvereinen vertreten sind.

GIRLS CULTURE

Jugendkulturelle Strömungen prägen zu einem wesentlichen Teil das Bild, das wir von „der Jugend“ haben; noch mehr haben sie eine bedeutende Identifikationsfunktion für Heranwachsende. Manifest werden sie in symbolischen Codes wie Musikrichtungen, Kleidung, Sprache usw.; immanent sind ihnen aber auch bestimmte Lebenshaltungen. Begründet von einem Kern unmittelbarer AkteurInnen können sie medial aufgegriffen und kommerziell vereinnahmt enorme Breitenwirkung erreichen, wobei die lebensweltliche Verankerung und der Grad der Affinität mit der Verbreitung abnimmt.

Hinsichtlich der AkteurInnen und der generellen Teilhabe sowie der Inhalte und Ausdrucksformen waren Jugendkulturen bisher eine ziemlich männliche Domäne. Trends zur Etablierung einer eigenen „Girls Culture“ sind nun aber auch in Österreich festzustellen. Bisher zeichnen sich derartige Tendenzen am ehesten am äußeren Erscheinungsbild der Mädchen ab, ein kollektives Bewusstsein von „Girls Culture“ scheint jedoch noch wenig ausgeprägt zu sein. (Großegger 1998) Nach Meinung von Mitarbeiterinnen des Medienzentrums der Stadt Wien fehlt vor allem eine bewusste Wahrnehmung von Mädchenkulturen; diese existieren zwar prinzipiell, jedoch hauptsächlich im halböffentlichen Raum. Demnach benötigen Mädchen vor allem eigene Räume.

Musik spielt eine zentrale Rolle jugendkultureller Selbstverortung. Gekoppelt mit Kleidung, Sprachcodes und ähnlichem vermittelt sie jedoch nicht nur Lifestyle, sondern bietet Identifikationsangebote. So rangieren Popstars und Schauspielerinnen bei Jugendlichen als Vorbilder an erster Stelle. In der Regel werden gleichgeschlechtliche Identifikationsfiguren gewählt, die für die Mädchen Idealbilder von „Weiblichkeit“ darstellen. Mit Ausnahme von Madonna orientieren sich junge Mädchen eher an Stars, die einem traditionellen Frauenbild entsprechen. Erst mit zunehmendem Alter werden auch Idole genannt, die ein unkonventionelles Frauenbild vermitteln, so etwa Courtney Love, Protagonistin der „riot grrrls“. (Kids-'95-Studie 1995)

Die Riot-grrrls-Bewegung hat ihre Wurzeln im Grunge, dessen antakarrieristischer Impetus sich im zur Schau getragenen „Schmuddel-Look“ ausdrückt. Durch eine wertfreie bzw. gleichgültige Haltung auch bezüglich der Geschlechterrollen bot dieser Musikstil einen optimalen Hintergrund für die Riot-grrrls-Bewegung, welche von den USA auf Europa überschwappte. Vom Musikmarkt gepusht, wurde dieser „Revolution girl style“ zum weiblichen Pendant des Grunge. (Großegger 1998)

Das Eröffnungskonzert der Riot-grrrl-Bewegung ging 1991 in Washington über die Bühne. Als Bands dieser Bewegung sind beispielsweise Hole (Courtney Love), Bikini Kill oder Babes in Toyland zu nennen. Die Riot grrrls verstehen sich zwar als Feministinnen, jedoch in ihrer eigenen Ausprägung: „Hey, Freundin, ich hab einen Vorschlag: Trau dich endlich, tu was du willst, sei, wer du willst, und hol dir, was dir zusteht.“ (Bikini Kill zitiert nach Großegger 1998) Sie wollen sich im öffentlichen Raum genauso bewegen können wie Männer. Mit ihrem Auftreten brechen sie traditionelle Rollenklischees; sie geben sich laut, provokant, vulgär und präsentieren sich auch dementsprechend. Ihre Körperlichkeit ist für sie Kampfmittel gegen den männlichen Machismo. Dass sie ihre Kraft im Kontext der Musikszene entwickelt haben, ist kein Zufall, da Musik- und Jugendkultur in einem wesentlichen Ausmaß von „being bad“ bestimmt werden (Baldauf/Weingartner 1998).

Im deutschsprachigen Raum trugen deutsche Mädchenbands wie Lucilectric („Weil ich ein Mädchen bin“) oder TicTacToe zur Etablierung des „Girlie“-Begriffes bei. Durch solche Bands und ihre medialen Wirksamkeit wurde das Bild der „selbstbewussten Easy-Living-Frau, mit kurzem Röckchen, engen T-Shirts, Lippenstift und Stöckelschuhen“ vermittelt. (Großegger 1998) Allgemein werden im deutschsprachigen Raum mit dem Girlie-Begriff aber kaum politische Inhalte transportiert. Im Zentrum - vor allem der medialen Vermittlung - stehen zumeist Style und Mode, weshalb hier wohl eher von einer Modeerscheinung als von einer Bewegung gesprochen werden kann.

Eine andere jugendkulturelle Strömung ist mit der Musikrichtung Techno gekoppelt. Frauen und Mädchen der Technoszene kleiden sich sehr selbstbewusst und stellen ihren Körper bewusst zur Schau. Im Gegensatz dazu wird jedoch immer wieder die Asexualität oder Entsexualisierung der Szene hervorgehoben. (McRobbie 1993) Frauen haben bei Raves nur selten das Gefühl, „angemacht“ oder „abgeschleppt“ zu werden. O-Ton einer Raverin: „komisch, weil die Techno-Mode ist eine irrsinnig geile Mode. (...) Zu diesem technoiden Charakter gehört auch das dazugehörige Material, die dazugehörige

Mode; es ist irgendwie asexuell, obwohl es sehr sexuell orientiert ist.“ (Stocker 1995) Mädchen können sich in der aggressionslosen und harmonischen Atmosphäre ohne offene sexuelle „Anmache“, was nicht zuletzt der Wirkung von Ecstasy zugeschrieben wird, wohlfühlen (Gantner 1997).

Für jüngere Jugendkulturen wird - gekoppelt an gesamtgesellschaftliche Entwicklungen - gern die Auflösung überkommener Geschlechterrollen diagnostiziert. Besonders zutreffend sei dies für die Technoszene, wo Frauen eher einen gleichberechtigten Platz einnehmen als beispielsweise in der herkömmlichen Discoszene. Jedoch verweist etwa die geringe Anzahl weiblicher DJs oder Veranstalterinnen – also von Akteurinnen – darauf, dass noch nicht von einer gleichen und gleichberechtigten Teilhabe von Mädchen und Burschen gesprochen werden kann (Stocker 1995).

Das Medienzentrum der Stadt Wien, eine Einrichtung des Vereines “Wiener Jugendkreis”, organisiert und koordiniert die multimediale Ausstellung “görl's culture”, die von 6. bis 8. März 1999 in der Volkshalle des Wiener Rathauses stattfinden wird. Die Ausstellung ist das Ergebnis einer Vernetzung jener Frauen und Institutionen, die in Wien parteiische Mädchenarbeit machen. So arbeiten seit Juni 1998 ca. 45 PartnerInnen aus der schulischen und außerschulischen Jugendkulturarbeit mit mindestens 500 Mädchen an unterschiedlichsten Beiträgen, in denen die Interessen, Bedürfnisse und Probleme von 12 -20 jährigen Mädchen und jungen Frauen thematisiert werden. Mädchen machen also das, was sie interessiert selbst mit den unterschiedlichen Medien öffentlich.

Die Ausstellung gliedert sich in die fünf thematischen Bereiche Alltag, (von Wünschen und Phantasien übers Mädchenzimmer bis in den öffentlichen Raum), Beziehungen (die beste Freundin, Burschen, Sexualität), Körper (von den Schwierigkeiten mit den medialen Bildern über Ess-Störungen und andere Probleme bis hin zum positiven Körperausdruck in Tanz und Performance), Medien und Sport (vom Remake des Lieblingsfilms bis zum Volleyballspielen) und Zukunftsperspektiven.

ANHANG

ADRESSEN

Diese Liste beinhaltet alle Adressen, der im „Wiener Mädchenbericht“ vorgestellten Vereine.

Verein Efeu
Hetzgasse 42
1030 Wien
01/715 98 88-17
Sprungbrett
Beratungsstelle zur Berufsorientierung und Zukunftsplanung für Mädchen
Pilgerimgasse 22-24/1/1
1150 Wien
01/789 45 45-0
Herzklopfen
Vertrauliche Beratung für junge Leute
Bastiengasse 36-38
1090 Wien
0660/8851 (österreichweit zum Ortstarif)
Rosa Lila Tip
Linke Wienzeile 102
1060 Wien
01/586 81 50
Stichwort.
Archiv der Frauen- und Lesbenbewegung
Diefenbachgasse 38
1150 Wien
01/812 98 86
Netzwerk Ess-Störungen
Fritz Pregl Straße 5
6020 Innsbruck
0512/57 60 26
Amandas Matz
Berufs- und Bildungsberatung für Mädchen und Frauen
Engelsberggasse 4
1030 Wien
501/718 56 88
Verein Wiener Sozialprojekte
Esterhazygasse 18
1060 Wien
01/586 04 38-0
Radita
Berufsorientierung für ausländische Mädchen
Triesterstraße 114
1100 Wien
01/665 09 19
Kinder- und Jugendanwaltschaft
Sobieskigasse 31
1090 Wien
01/1708
Selbst-Laut
Verein zur Prävention von sexuellem Kindesmißbrauch
Herthergasse 19
1120 Wien
01/810 90 31
Verein Wiener Jugendzentren (Zentrale)
Prager Straße 20
1220 Wien
01/278 76 45-0

Matadora
Triester Straße 114/2
1100 Wien
01/665 93 06
F.E.M.
Gesundheitszentrum
Ignaz-Semmelweis Frauenklinik
Bastiengasse 36-38
1180 Wien
01/476 15-373
First Love
Ignaz-Semmelweis Frauenklinik
Bastiengasse 36-38
1180 Wien
01/478 52 42
Set.point.
Frauen-Selbsthilfe-Gruppe zum Thema Ess-Störungen
Seitenstettengasse 5/7
1010 Wien
01/ 367 56 78 oder 01/544 92 18
Informationsstelle für Suchtprävention
Alserstraße 20
1090 Wien
01/531 14-85 810
Medienzentrum der Stadt Wien
Zieglergasse 49/II
1070 Wien
01/523 02 09
Beratungsstelle des Vereins „Frauen gegen sexuelle Ausbeutung von Mädchen“
Mariahilferstraße 19-21
1060 Wien
01/587 10 89
Tamar
Beratungsstelle für mißhandelte und sexuell mißbrauchte Frauen und Mädchen
Wexstraße 22/3/1
1200 Wien
01/334 04 37
HOSI
Homosexuelle Initiative Wien
Novaragasse 40
1020 Wien
01/216 66 04
<http://www.hosiwien.gay.at>
ECHO
Siebensterngasse 7/1
1070 Wien
01/522 48 64
ab Oktober 1999:
Phorusgasse 14
1040 Wien

LITERATUR

Demographische Grunddaten

Bauer, A.: Alleinerzieherinnen. Zur Situation in den neunziger Jahren. In: Statistische Nachrichten 3/1998. Hrsg. v. Österreichischen Statistischen Zentralamt. Wien 1998
Hammer, G.: Kinderbetreuung. Ausgewählte Hauptergebnisse des Mikrozensus September 1995. In: Statistische Nachrichten 3/1997. Hrsg. v. Österreichischen Statistischen Zentralamt. Wien 1997
Hammer, G.: Soziale Aspekte der Kinderbetreuung. Ergebnisse des Mikrozensus September 1995. In: Statistische Nachrichten 2/1998. Hrsg. v. Österreichischen Statistischen Zentralamt. Wien 1998
Kytir, J./Münz, R.: Jugend in Österreich - demographische Aspekte einer Lebensphase. In: Janig, H./Rathmayr B.

(Hg.) Wartezeit. Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994, S. 25-48
Statistik der Jugendwohlfahrt 1996. Beiträge zur österreichischen Statistik. Hrsg. v. Österreichischen Statistischen Zentralamt. Wien 1998
Statistisches Jahrbuch der Stadt Wien 1997. Hrsg. v. Magistrat Wien. Wien 1997

Schule und Beruf

AMS Österreich (Hg.): Arbeitsmarktvorschau 1996. Wien 1995
AMS Österreich (Hg.): Die Arbeitsmarktlage 1996. Wien 1997
Barz, M.: Körperliche Gewalt gegen Mädchen. In: Enders-Drägässer, U./Fuchs, C.(Hg): Frauensache Schule. Aus dem deutschen Schulalltag: Erfahrungen; Analysen, Alternativen. Frankfurt am Main 1990, S. 92-119
Berufsbildungsbericht 1995. Hrsg. v. Bundesministerium für wirtschaftliche Angelegenheiten. Wien 1995
Besenbäck, I. et al.: Geschlechtssensible Koedukation. Schulverbund Mittelschule Anton-Krieger-Gasse Wien XXIII. Hrsg. v. Bundesministerium für Unterricht und Kunst. Wien 1997
Besenbäck, I. et al.: Gewalt in der Schule, Gewalt gegen Mädchen. Geschlechtsspezifische Aspekte und schulische Präventionsarbeit. Dokumentation der Arbeitsgruppe „Koedukation und Gewalt“. Hrsg. v. Bundesministerium für Unterricht und Kunst. Wien 1994
Besenbäck, I.: Gewalt gegen Mädchen und Frauen in der Schule. In: Sertl, M/Paseka, A./Zuber, J./Hajek, A.: Gewalt? In der Schule?, Schulheft 83/1996; S. 90-104
Biffli, G.: Jugendliche - Berufsqualifikation und Arbeitsmarkt. In: Sieder, R./Steinert, H./Tálos, E.(Hg.): Österreich 1945-1995. Gesellschaft Politik Kultur. Wien 1995, S. 370-381
Bolder, A./Peusquens, D.: Berufswunschumlenkung: Prozesse der Anpassung an den Arbeitsmarkt. In: Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik 81, 5/1985
Brauner, R.: Mädchen stärken, Buben fördern. In: Broschüre zur Fachtagung „Geschlechtssensible Pädagogik“ am 24. Oktober 1997, S.28 ff. Hrsg. v. Frauenbüro der Stadt Wien. Wien 1998
Broschüre zur Fachtagung „Geschlechtssensible Pädagogik“ am 24. Oktober 1997. Hrsg. v. Frauenbüro der Stadt Wien. Wien 1998
Dermutz, S.: Koedukationskritik ist Schulreform. In: Kulturell. Magazin für Schule, Kunst und Gesellschaft Nr. 25/1996, S. 13
Diestler, G./Moser, E.: Arbeitsbewertung und Frauenlohndiskriminierung. In: Frauenbericht 1995 im Auftrag der Bundesministerin für Frauenangelegenheiten/Bundeskanzleramt. Wien 1995, S. 269-278
Flaake, K./King, V.: Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt am Main 1992
Fraiji, A./Lassnigg, L.: Mädchen und Frauen im Bildungssystem - Quantitativ-deskriptive Darstellungen. In: Frauenbericht 1995 im Auftrag der Bundesministerin für Frauenangelegenheiten/BKA. Wien 1995, S.127-147
Frowein, V.: Feministische Pädagogik - eine Hilfe für die Frauen im Lernprozeß und in pädagogischen Berufen? In: Österreichische Zeitschrift für Berufspädagogik (ÖZB) Nr.3. Wien 1992/93
Grubits, P.: Wer hat Angst vor den Cyberkids? In: TR'acts Nr 5-6./1996. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1996
Guggenberger, D.: Bildungspolitik zur Gleichstellung der Geschlechter. In: Lassnigg, L./Paseka, A. (Hg): Schule weiblich - Schule männlich. Zum Geschlechterverhältnis im Bildungswesen. Innsbruck und Wien 1997
Hafner, S.: Jugendarbeitslosigkeit in Österreich. In: Jugend, Bildung, Beschäftigung. Hrsg. v. Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales. Wien 1997, S. 107-116
Hagemeister, V.: Argumente zur Koedukation. In: Österreichische Zeitschrift für Berufspädagogik Nr.3. Wien 1992/93
Hausegger, T. et al.: Berufswahlprozesse bei Mädchen. Endbericht an die Bundesministerin für Frauenangelegenheiten Bd.1. Wien 1993
Horstkemper, M.: Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen. Eine Längsschnittstudie über Mädchen Sozialisation in der Schule. Weinheim und München 1987
Janig, H./Rathmayr, B.: Wartezeit. Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994
Jungwirth, H.: Neure Studien zur und Problematisierung der geschlechtsspezifischen Sozialisation. In: Frauenbericht 1995 im Auftrag der Bundesministerin für Frauenangelegenheiten/Bundeskanzleramt. Wien 1995, S.148-166
Karazman-Morawetz, I./Steinert, H.: Jugend und Gewalt. Forschungsbericht im Auftrag des Wissenschaftsministeriums. Institut für Kriminalsoziologie. Wien 1993.
Lassnig, L.: Changing Pathways and Participation in VOTEC. Country report: Austria. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht und Kunst. Wien 1994a
Lassnig, L.: Jugendliche zwischen Ausbildung und Beschäftigung. Probleme und Perspektiven im System der Lehrlingsausbildung. In: Janig, H./Rathmayr, B.: Wartezeit. Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994b, S. 131-158
Lechner, F./Mitterauer, L./Pammer, M./Reiter, A./Reiter W.: Bildungsmotivation. Phänomene und Ursachen der Inanspruchnahme von Bildungschancen. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Wissenschaft und Verkehr. Wien 1997 a
Lechner, F./Reiter, W./Schlegel W.: Die Nachqualifizierung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Wien 1997 b
Lehrlinge und FacharbeiterInnen am Arbeitsmarkt. Prognose bis zum Jahr 2010/2012. Hrsg. v. AMS Wien. Wien 1997
Lehrlingsstatistik 1994. Bd. II. Hrsg. v. Wirtschaftskammer Österreich. Wien 1995
Lew, I.: Zwischen K.u.K und K.o. Edukation. Mädchenbildung und Koedukation in Österreich. In: Erziehung und

Unterricht, Österreichische Pädagogische Zeitschrift Heft 7/1991, S. 549-556

Mayer-Maly, R. et al.: Interviews mit Mädchen vor und nach dem Informatikunterricht. In: MUT - Mädchen und Technik. Hrsg. v. Bundesministerium für Unterricht und Kunst. Wien 1991

Meggeneder, O./Nemella, J.: Jugend am Arbeitsmarkt. Linz 1987

Metz-Göckel, S. et al.: Mädchen, Jungen und Computer. Geschlechtsspezifisches Sozial- und Lernverhalten beim Umgang mit Computern. Opladen 1991

ÖSTAT 1998: Das Schulwesen in Österreich 1996/97. Beiträge zur österreichischen Statistik. Hrsg. v. Österreichischen Statistischen Zentralamt. Wien 1998

Pechtl, S.: Chancenungleichheit zwischen Knaben und Mädchen: ein Überblick über die feministische Schulforschung mit Bezugnahme auf das gegenwärtige österreichische Bildungssystem. Frankfurt am Main und Wien 1994

Ranftl-Guggenberger, D.: Mathematik, Naturwissenschaften, Technik - nichts für Mädchen? In: MUT - Mädchen und Technik. Hrsg. v. Bundesministerium für Unterricht und Kunst. Wien 1991

Rosenbichler, U./Vollmann, M.: Als die Mädchen zu den Buben kamen und was wir daraus lernten. In: Birmily, E. et al.: Die Schule ist männlich? Zur Situation von Schülerinnen und Lehrerinnen. Wien 1991, S. 19-25

Rosenbichler, U./Vollmann, M.: Koedukation - und was weiter? In: Birmily, E. et al.: Die Schule ist männlich? Zur Situation von Schülerinnen und Lehrerinnen. Wien 1991, S. 27-34

Salomon, E.: Mädchen kommen nicht vor. In: Erziehung und Unterricht, Österreichische Pädagogische Zeitschrift Heft 7/1991, S. 557-559

Unterholzer, C.: Let's talk about education... In: Kulturell. Magazin für Schule, Kunst und Gesellschaft Nr. 25/1996, S. 7-10

Wiederschwinger, M.: Qualifikation, berufliche Tätigkeiten und Berufslaufbahnen. In: Frauenbericht 1995 im Auftrag der Bundesministerin für Frauenangelegenheiten/Bundeskanzleramt. Wien 1995, S. 237-246

Zowack, M.: Mädchen und junge Frauen am Arbeitsmarkt - trotz Hindernisse aufstreben! In: Jugend, Bildung, Beschäftigung. Hrsg. v. Bundesministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales. Wien 1997, S. 116-127

Adoleszenz, Sexualität und Gesundheit

AIDS-Statistik der AIDS-Hilfe Wien. Wien 1998

Bericht zur Drogensituation. Hrsg. v. Bundesinstitut für Gesundheitswesen, im Auftrag der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht und des Bundesministeriums für Gesundheit und Konsumentenschutz. Wien 1996

Bertoluzza, E. et al.: Frauen und AIDS. Im Visier und vergessen. Hrsg. v. d. AIDS-Informationszentrale Austria. Wien 1996

Bosch, R./Juhnke, G. (Hg.): Jugend und Sucht. Ein Ratgeber. Wien 1995

Brucker S. et al.: Lesbisch – schwul – heterosexuell. Konzeptionelle Überlegungen zur Bildungsarbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen. In: Pädagogischer Kongreß: Lebensformen und Sexualität. Was heißt hier normal? Lesbisch – schwul – heterosexuell. Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation des Referats für gleichgeschlechtliche Lebensweise Nr. 8. Hrsg. v. d. Senatsverwaltung für Jugend und Familie. Berlin 1993

Butsch, L.: Tänzerin zwischen Himmel und Hölle. In: Jahrbuch zur Suchtprävention 1997. Tagungsdokumentation: Österreichische Woche der Suchtvorbeugung – Geschlechtsspezifische Prävention. Steyr 1997, S. 69-74

Drobesh, B.: Über die Grenzen der geschlechtsspezifischen Suchtprävention. In: Jahrbuch zur Suchtprävention 1997. Tagungsdokumentation: Österreichische Woche der Suchtvorbeugung – Geschlechtsspezifische Prävention. Steyr 1997, S. 95-104

Dür, W.: Sexualität im Jugendalter und AIDS. Sexuelle Lebensstile von Jugendlichen zwischen Kommunikationserfordernissen und Kommunikationsbarrieren. Wien 1993

Dür, W./Haas, S.: AIDS-Aufklärung und sexuelle Kommunikation bei Jugendlichen. Wien 1991

Eder, A.: Sprachlos vor Drogen, Drogen statt Sprache. Über die Schwierigkeiten des Umgangs mit Kultur. In: Wiener Zeitschrift für Suchtforschung Nr.1-2/1996, S. 39-42

Eisenbach-Stangl, I.: Ausmaß und Entwicklung jugendlichen Alkohol- und Drogenkonsums. In: Wiener Zeitschrift für Suchtforschung Nr.1-2/1996, S. 23-28

Fink, B.: Aids: Vom Wissen zum Verhalten. Eine österreichische Jugendstudie. Frankfurt am Main u. a. 1996

Fink, B.: AIDS-Jugendstudie 1997. Wien 1997

Fleck, I.: Lesbische Mädchen als Zielgruppe feministischer Mädchenarbeit. In: Heiliger, A./Kohne, T. (Hg.): Feministische Mädchenpolitik. München 1993, S. 79-91

Gantner, A.: Ecstasy, Rave, Rausch und Risiko. Drogenkonsum und Prävention in der jugendlichen Techno-Szene. In: Pro-Jugend Nr. 3/1997, S. 18-21

Geyerhofer, St.: HERZKLOPFEN. Dokumentation der ersten 5 Jahre Beratungstätigkeit. September 1989-September 1994. Wien 1994

Grin, W./Huber, M./Grünberger, W.: Evaluation des Sexualverhaltens 13- bis 19jähriger Mädchen. Ein Projekt des Wissenschaftsfonds der Stadt Wien 1992-1993. Wien 1993

Großegger, B.: Jugendkultur, Freizeitindustrie, Musik und Drogen. TR'acts Nr. 5-6/1996. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1996

Hacker, P.: Drogenkoordination. In: Die Drogenproblematik in Österreich. Repression – Prävention – Therapie. Tagungsbericht einer Veranstaltung des Kuratoriums Sicheres Österreich. Hrsg. v. d. Sicherheitsakademie. Wien

1997

- Handbuch AIDS. Hrsg. v. Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung. Wien 1993
- Hauberger, D.: Coming-out im Off. Lesbische Mädchen in der außerschulischen Jugendarbeit. In: Gewaltprävention durch Mädchen- und Bubenarbeit in der außerschulischen Jugend- arbeit. Hrsg. v. Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie. Wien 1996, S. 71-75
- IFES - Institut für Empirische Sozialforschung: Wiener Suchtmittelstudie 1995. Ergänzungsbericht. Wien 1996a
- IFES - Institut für Empirische Sozialforschung: Wiener Suchtmittelstudie 1995. Wiener Jugendliche. Zusatzauswertung: Drogenkonsumenten. Wien 1996b
- Jahresbericht 1996/97 der Straßensozialarbeit Streetwork. Hrsg. v. Verein Wiener Sozialprojekte. Wien 1997
- Jahresbericht 1996/97 des Sozialmedizinischen Betreuungszentrums Ganslwirt. Hrsg. v. Verein Wiener Sozialprojekte. Wien 1997
- Janig, H.: Familiäre Unterstützung, Schulbildung und Berufstätigkeit jugendlicher Mütter. In: ders. (Hg.): Psychologische Forschung in Österreich. Bericht über die 1. Wissenschaftliche Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Psychologie. Klagenfurt 1994
- Kersten, A.: Homosexuelle Identitätsentwicklung. Lebenswelt und Erfahrungen von jugendlichen Mädchen. In: Lesbische Mädchen – (k)ein Thema für die Jugendarbeit? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation des Referats für gleichgeschlechtliche Lebensweise Nr. 7. Hrsg. v. d. Senatsverwaltung für Jugend und Familie. Berlin 1993, S. 9-16
- Kolbe, K.: Lesbische Identität in der Adoleszenz. In: Lesbische Mädchen – (k)ein Thema für die Jugendarbeit? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation des Referats für gleichgeschlechtliche Lebensweise Nr. 7. Hrsg. v. d. Senatsverwaltung für Jugend und Familie. Berlin 1993, S. 17-24
- Kriener, H./Smekal/Schmid, G.: Bericht zum wissenschaftlichen Pilotprojekt ChEck iT! In Veröffentlichung Wien 1999
- Neudecker, C. et al.: 5 Jahre FIRST LOVE. Dokumentation einer erfolgreichen Einrichtung. Unveröff. Manuskript. Wien 1997
- Nöstlinger, Ch.: Schwangerschaft in der Adoleszenz. Eine Vergleichsstudie über Interruptio und Geburt. Unveröffentlichte Dissertation. Wien 1988
- Nöstlinger, Ch./Wimmer-Puchinger, B.: Geschützte Liebe. Jugendsexualität und AIDS. Eine internationale Studie. Wien 1994
- ÖiJ: Facts - Die ganz „normale“ Drogensozialisation. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1997
- ÖiJ: Facts – Jugendliche Drogenkonsumenten in Wien. TR'acts Nr. 1/1996. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1996
- Österreichische AIDS-Statistik des Bundesministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales. Wien 1998
- Pelikan, M./Dür, W. et al.: AIDS-Aufklärung bei Jugendlichen. Eine Untersuchung der Bedingungen und Möglichkeiten von AIDS-Aufklärung und Sexualerziehung bei Jugendlichen im Alter von 14 bis 19 Jahren. Wien 1990
- Rathner, G./Rainer, B.: Jährliche Behandlungszahlen und geschätzte Häufigkeit von Ess-Störungen in Österreich. In: Wiener Klinische Wochenschrift Nr. 109/8, 1997, S. 275–280
- Schmidt, U./Treasure, J.: Die Bulimie besiegen. Ein Selbsthilfe-Programm. Frankfurt am Main 1996
- Springer, A.: Jugendkultur und Drogengebrauch. In: Wiener Zeitschrift für Suchtforschung Nr. 1–2/1996, S. 29–37
- Springer, A. et al.: Schüler und Drogen in Österreich: Wissen, Erfahrungen, Einstellungen. In: Wiener Zeitschrift für Suchtforschung Nr. 1–2/1996, S. 3–21
- Stahr, I. et al.: Ess-Störungen und die Suche nach Identität. Ursachen, Entwicklungen und Behandlungsmöglichkeiten. Weinheim und München 1995
- Steiner-Adair, C.: Körperstrategien. Weibliche Adoleszenz und die Entwicklung von Ess-Störungen. In: Flaake, K./King, V. (Hg.): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt am Main 1992, S. 240-253
- Strötges, G.: Wie können heterosexuelle und lesbische Pädagoginnen mit dem Thema lesbische Mädchen umgehen? In: Lesbische Mädchen – (k)ein Thema für die Jugendarbeit? Dokumente lesbisch-schwuler Emanzipation des Referats für gleichgeschlechtliche Lebensweise Nr. 7. Hrsg. v. d. Senatsverwaltung für Jugend und Familie. Berlin 1993, S. 25-28
- Sureth, S.: Frauen und AIDS. In: Ärztemagazin Nr. 1–2/1998. Perchtoldsdorf 1998
- Trampenau, B.: Kein Platz für lesbische Mädchen. Beeinträchtigungen und Möglichkeiten für Konzepte lesbischer Mädchenarbeit. Hamburg 1989
- Wiener Drogenbericht 1996. Hrsg. v. d. Drogenkoordination der Stadt Wien. Wien 1997
- Wiener Frauengesundheitsbericht. Hrsg. v. d. Magistratsabteilung Gesundheitswesen. Wien 1996
- Wilser, A.: Mädchenspezifische Suchtprävention. In: Jahrbuch zur Suchtprävention 1997. Tagungsdokumentation: Österreichische Woche der Suchtvorbeugung – Geschlechtsspezifische Prävention. Steyr 1997, S. 83–87
- Wimmer-Puchinger, B./Fuchs, B. et al.: Wiener Frauengesundheitsbericht, Hrsg. v. d. Magistratsabteilung Gesundheitswesen. Wien 1996.
- Wimmer-Puchinger, B.: Schwangerschaftsabbruch in der Adoleszenz. In: dies.: Motive zum Schwangerschaftsabbruch. Empirische Untersuchung zur sozialen und psychischen Situation der Frau. Abschlußbericht. Im Auftrag des Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. Wien 1982
- Wimmer-Puchinger, B./Truls, U.: Sexualität und AIDS. Eine empirische Untersuchung in Wien und internationale Forschungsschwerpunkte in der AIDS-Prävention. Wien 1998

Mädchen der zweiten Generation

- Deimel-Engler, S.: Die Bildungssituation jugendlicher türkischer Mädchen der zweiten Generation in Österreich. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Wien 1997
- Familie und Migration – eine Herausforderung für Gesellschaft und Wissenschaft. In: beziehungsweise Nr. 20/1997
- Gächter, A.: Rechtliche Rahmenbedingungen und ihre Konsequenzen. In: AusländerInnen in Österreich. Migrationspolitik und Integration. Wien 1998, S. 10-26
- Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF): Familie und Migration - eine Herausforderung für Gesellschaft und Wissenschaft. In: beziehungsweise 20/97. Wien 1997
- Pflegler, J.: Familienverhältnisse und Familienkonflikte von Zuwanderern. Wien 1996
- Pusch, B.: Die Lebenswelt türkischer Mädchen in Wien. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Wien 1991
- Reifer, I.: Türkische Migrantinnen und ihre Töchter. Unveröffentlichte Dissertation. Innsbruck 1991
- Viehböck, E./Bratic, L.: Die zweite Generation. Innsbruck 1994

Krisensituation und Problemfelder

- Bartunek, E./Stolitzka, B.: Jugendwohlfahrt 1996. In: Statistische Nachrichten Nr. 8/1998
- Bundesministerium für Frauenangelegenheiten: Test the West. Wien 1994
- Bundesministerium für Inneres: Opferstatistik 1997 (Schriftliche Vorabauskunft)
- Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie: (K)ein sicherer Ort. Sexuelle Gewalt an Kindern. Wien 1997
- Dietrich-Neunkirchner, A.: Sicher, stark und frei. Praktische Präventionsarbeit gegen sexuellen Kindesmißbrauch des Vereins SELBST-LAUT. In: Dutter, F. et al.: Verletzt. Sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen. Wien 1993
- Gutjahr, K./Schrader, A.: Sexueller Mädchenmißbrauch. Ursachen, Erscheinungen, Folgewirkungen und Interventionsmöglichkeiten. 1990
- Kinder- und Jugendanwaltschaft Wien. Bericht 1996/97. Wien 1997
- Karazman-Morawetz, I./Steinert, H.: Jugend und Gewalt. Forschungsbericht im Auftrag des Wissenschaftsministeriums. Institut für Kriminalsoziologie. Wien 1993.
- Kromer, I.: Gewalt gegen Kinder. Hrsg. v. Österreichisches Institut für Jugendforschung (ÖIJ- Pressedienst). Wien 1997
- Österreichisches Statistisches Zentralamt: Statistik der Jugendwohlfahrt 1996. Wien 1998.
- Pelikan, Ch./Pilgram, A.: Öffentliche Erziehung ohne Zwang? In: Janig, H./Rathmayr, B. (Hg.): Wartezeit. Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994, S. 297-321
- Scheipl, J. et al.: Die gehobene Bedeutung der freien Träger im Jugendwohlfahrtsgesetz 1989. In: Janig, H./Rathmayr, B. (Hg.): Wartezeit. Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994
- Schenkel, U.: Möglichkeiten der Bewältigung von sexueller Gewalt und Ausbeutung. In: Dutter, F. et al.: Verletzt. Sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen. Wien 1993
- Sicherheitsbericht 1996. Bericht der Bundesregierung über die innere Sicherheit in Österreich. Ort und Jahr o.A.
- Tätigkeitsbericht des Vereins Frauen gegen sexuelle Ausbeutung von Mädchen. Wien 1997
- Wanke, P.: Kinderschutz bei innerfamiliären sexuellen Übergriffen und welche Überlegungen dazu sicher von Vorteil sein können. In: Dutter, F. et al.: Verletzt. Sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen. Wien 1993
- Weiss, U.: Sexueller Mißbrauch an Mädchen innerhalb der Familie in Österreich. Wien 1992

Freizeit und Jugendkultur

- Angerer, M.-L.: Brave Mädchen kommen in den Himmel. Angry woman, rriot girls und Madonna. In: Kulturell. Magazin für Schule, Kunst und Gesellschaft Nr. 25/1996
- Bailer, N./Hovrka, R. (Hg.): Jugendkultur. Wien 1995
- Baldauf, A./Weingartner, K.: Girl Style. Neue Frauenbilder für die alte Welt. In: TR'acts Nr. 2/1996. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1996
- Baldauf, A./Weingartner, K.: Lips Tits Hits Power? Popkultur und Feminismus. Wien und Bozen 1998
- Behm, K./Petzsch, K.: Mädchen und Frauen im Sport. Hamburg 1997
- Bernard, Ch. et al.: Verspielte Chancen? Mädchen im öffentlichen Raum. Hrsg. v. d. Frauenbüro der Stadt Wien, Wien 1997
- Bilden, H.: Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, K./Ulrich, D. (Hg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim und Basel 1991
- Brettschneider, W.-D./Brandl-Bredenbeck, H. P.: Sportkultur und Selbstkonzept. Weinheim und München 1997
- Gantner, A.: Ecstasy. Rave, Rausch und Risiko. Drogenkonsum und Prävention in der jugendlichen Techno-Szene. In: Pro-Jugend Nr. 3/1997, S. 18–21
- Großegger, B.: If you want to riot, girls, riot! Die Girls Cultures der frühen 90er. In: TR'acts Nr. 3/1998. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1998
- Hahn, M.: Clanning. Die „neue Geselligkeit“. In: TR'acts Nr. 5-6/1996. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1996
- Haller, B./Rosenberger, S.: Töchter – Zwischen Tradition und Emanzipation. In: Janig, H./Rathmayr, B. (Hg.): Wartezeit. Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher in Österreich. Innsbruck 1994, S. 105-130
- Haupt, B.: Veränderungen im Zugang zu Bewegung und Sport bei Mädchen im Verlaufe der Grundschulzeit - Fallstudien. In: Behm, K./Petzsch K.: Mädchen und Frauen im Sport. Hamburg 1996, S. 49-54

Heinzlmaier B.: Born to Shop. Jugendkulturen in der Konsumgesellschaft. In: TR'acts Nr. 5-6/1996. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1996

Hurrelmann, K.: Risikoverhalten und Kick-Erlebnisse im Jugendalter. In: Pro-Jugend Nr. 3/1997, S. 4-9

Kids-'95-Studie: Daten zur qualitativen und quantitativen Untersuchung. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1995

Kromer, I.: Boys and Girls. Kleiner Unterschied mit großen Folgen. In: TR'acts Nr. 5-6/1996. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1996

Kugelman, C.: Starke Mädchen. Schöne Frauen. Weiblichkeitszwang und Sport im Alltag. Butzbach-Griedel 1996

Lange, E.: Jugendkonsum im Wandel. Konsummuster, Freizeitverhalten, soziale Milieus und Kaufsucht 1990 und 1996. Opladen 1997

Market-Institut: Der Jugendmarkt in Österreich. Linz 1995

McRobbie, A.: Shut up and Dance: Youth Culture and Changing Modes of Femininity. In: Nordic Journal of Youth Research Nr. 2/1993

Seitz, R.: Ich wünsche mir, daß mir jemand sagt, was ich machen soll ... Weibliche Identitätsarbeit und gesellschaftliche Individualisierung. In: Haller, V. (Hg.): Mädchen zwischen Tradition und Moderne. Innsbruck 1994

Stocker, K.: Techno: Die List des Objekts. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswesen Nr. 4/1995, S. 531-554

Teblich, H./Kromer, I.: Weil ich ein Mädchen bin. Girlism als jugendkulturelles Phänomen. In: TR'acts Nr. 2/1996. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1996

ÖSTAT 1995: Wo kommt unsere Zeit hin? Beruf – Familie – Freizeit. Das Zeit-Budget der österreichischen Familien. Hrsg. v. Österreichischen Statistischen Zentralamt. Wien 1995

Zentner, M.: Das Freizeitverhalten der Mädchen und jungen Frauen in Österreich. In: TR'acts Nr. 3/1998. Hrsg. v. Österreichischen Institut für Jugendforschung (ÖIJ). Wien 1998

Literatur zum Thema Burschenarbeit

Bange, D./Enders, U.: Auch Indianer kennen Schmerz. Köln 1997

Benard, Ch./Schlaffer, E.: Mütter machen Männer – Wie Söhne erwachsen werden. München

Blos, P.: Sohn und Vater. Diesseits und jenseits des Ödipuskomplexes. Stuttgart 1990

Böhnisch, L.: Pädagogische Soziologie. Eine Einführung. Weinheim und München 1996

Böhnisch, L./Winter, R.: Männliche Sozialisation – Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebensverlauf. Weinheim und München 1994

Braun, J./Kunz, D.: Weil wir Jungen sind – Körper, Sexualität und Lust. Reinbek b. Hamburg

Brenner, G./Grubauer, F. (Hg.): Typisch Mädchen? Typisch Junge? Weinheim und München 1991

Büttner/Elschenbroich/Ende (Hg.): Kinderbilder – Männerbilder. Wahrnehmung und Selbstwahrnehmung. 1993

Drägestein, B./Grote, Ch.: Halbe Hemden – ganze Kerle. Jungenarbeit als Gewaltprävention. Hrsg. v. d. Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen. Hannover

Glöer, N./Schmiedeskamp-Böhler, I.: Verlorene Kindheit – Jungen als Opfer sexueller Gewalt. München 1990

Glücks, E./Ottenmeier-Glücks, F. (Hg.): Geschlechtsbezogene Pädagogik: ein Bildungskonzept zur Qualifikation koedukativer Praxis durch parteiliche Mädchenarbeit und antisexistische Jungenarbeit. Münster 1996

Heitmeyer, W. et al.: Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie. Erste Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher. Weinheim und München 1992

Hoffmann, B.: Geschlechterpädagogik. Plädoyer für eine neue Jungen- und Mädchenarbeit. Münster 1994

Jungwirth, H.: Mädchen und Buben im Mathematik-Unterricht. Eine Studie über geschlechtsspezifische Modifikation der Interaktionsstrukturen. Wien 1990

Klawe, W.: Arbeit mit Jugendlichen. Einführung in Bedingungen, Ziele, Methoden und Spezialformen der Jugendarbeit. Weinheim und München 1986

Leitbild Männlichkeit?! Was braucht die Praxis der Jungenarbeit? Münster 1996

Meth, R. L. et al.: Mut zur Veränderung – Männer in der Therapie. Mainz 1992

Pietropinto, A./Simenauer, J.: Abschied vom Mythos Mann. Report über das männliche Sexualverhalten. Frankfurt am Main 1978

Rohmann, T.: Junge, Junge – Mann o Mann. Die Entwicklung zur Männlichkeit. Reinbek b. Hamburg 1994

Schermann, N.: Theoretisch ist das eh klar, aber in der Praxis ... Theorie und Praxis der Burschenarbeit. In: Jugendreport Nr. 4/1996, S. 13–17

Sielert, U.: Jungenarbeit. Praxishandbuch für die Jugendarbeit. Teil 1. Weinheim und München 1989

Sielert, U.: Jungenarbeit. Praxishandbuch für die Jugendarbeit. Teil 2. Weinheim und München 1993

Sielert, U. et al.: Sexualpädagogische Materialien für die Jugendarbeit. München

Schnack, D./Neutzling, R.: Kleine Helden in Not – Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek b. Hamburg 1990

Van Outsem, R.: Sexueller Missbrauch an Jungen. Forschung, Praxis, Perspektiven. Ruhnmark 1993

Zeltner, E.: Weder Macho noch Müttersöhnchen. Denkanstöße zum Umgang mit Jungen. Gümlingen 1996

¹In das Literaturverzeichnis dieses Berichts wurde deshalb ein Überblick über die Literatur zum Thema Burschenarbeit aufgenommen.

²Die Daten wurden im Rahmen des Forschungsprojektes „Bildungsmotivation“ erhoben, das im Auftrag des Bundesministeriums für

Wissenschaft und Verkehr durchgeführt wurde (Lechner et al. 1997a). In die Sonderauswertung wurden die Daten von 557 Wiener SchülerInnen einbezogen.

^DDas vorliegende Kapitel zur rechtlichen Situation von MigrantInnen wurde mit Unterstützung des Wiener Integrationsfonds erarbeitet.